

# *Nicht in Spanien hat's begonnen*

Von Erfahrungen und Erlebnissen  
internationaler Hilfsarbeit

Von Rodolfo Olgiasi

Im Verlag Herbert Lang

Copyright 1944 by Herbert Lang & Cie • Verlag • Bern

Printed in Switzerland • Imprimé en Suisse

Druck von Benteli AG • Bern-Bümpliz

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

DEM ANDENKEN  
MEINER AM 16. JANUAR 1939  
VERSTORBENEN MUTTER  
*FANNY OLGATI-POZZI*

## VORWORT

Wer viel Schönes im Leben erhalten hat, muss entsprechend viel dafür hingeben. Wer von eigenem Leid verschont ist, hat sich berufen zu fühlen, zu helfen, das Leid der andern zu lindern. Alle müssen wir an der Last von Weh, die auf der Welt liegt, mittragen.

ALBERT SCHWETZER

Was wäre ein Glaube nütze, der nichts wagen will?

ROMAIN ROLLAND

*«Warum erst jetzt» werden manche denken, die dieses Buch in die Hand nehmen, in dem hauptsächlich von der «Ayuda Suiza a los nihos de Espana», dem schweizerischen Kinderhilfswerk in Spanien (1937-1939), berichtet wird. Ein eigentlicher zusammenfassender Schlussbericht über diese Aktion wurde tatsächlich nie verfasst, und wenn ich dies nie getan habe – denn an mir wäre es gelegen –, so deswegen, weil ich seither stets dringendere, von der Gegenwart gestellte und in die Zukunft weisende Aufgaben vor mir sah, die mir nicht erlaubten, Zeit für die Beschreibung von Vergangenen aufzuwenden.*

*Jetzt, da das Ende des zweiten Weltkrieges in Sicht zu sein scheint, da manche sich schon mit der Vorbereitung von Hilfsaktionen zur Linderung der Nachkriegsnot und für den Wiederaufbau befassen, da vor allem viele dafür noch geweckt, noch vorbereitet werden müssen, glaube ich, dass dieses Buch geschrieben werden musste. Sein Zweck ist keineswegs, einen vollständigen Bericht über jenes Hilfswerk zu geben, sein Rahmen ist überhaupt zeitlich und sachlich viel weiter gespannt. Es soll vielmehr allen denen einen Weg zeigen, in welchen die Not unserer Zeit nicht nur den Helferwillen geweckt hat, sondern auch die Frage: wie können wir mit unseren schwachen Kräften einen Beitrag zur Überwindung von Hass, Krieg und Not leisten?*

*Es soll sie ermutigen, auch angesichts übermenschlich grosser Aufgaben nicht zu zweifeln und nicht zu verzweifeln, sondern in Schlichtheit und Bescheidenheit, mit Mut und Glauben wenigstens etwas zu tun in der Richtung, in die sie ihr Gewissen weist.*

*Aus dieser Zielsetzung erklärt sich also die Form dieses Buches; es berichtet nicht nur über das Werk der «Ayuda Suiza», sondern auch, wie es dazu kam und was daraus weiterhin entsprang. Es besteht im Wesentlichen aus Abschnitten der Originalberichte, die ich seinerzeit mitten aus der Arbeit heraus schrieb, und wurde nur zum kleinen Teil nachträglich verfasst. Einige Stellen stammen auch aus Berichten meiner Mitarbeiter. Zahlreiche Kürzungen und stilistische Verbesserungen, sowie die Einfügung einiger neuer, die Verbindung herstellender Abschnitte dürften seinen ursprünglichen Charakter kaum verwischen. – Auf eine eigentliche Illustration des Buches wurde bewusst verzichtet. Die paar eingestreuten Bilder stammen zwar aus der Zeit der spanischen Not, sollen aber über diese hinaus weisen. – Es hätte zu weit geführt, wenn alle Personen mit Namen erwähnt worden wären, die sich in irgendeiner Form an den Hilfsaktionen beteiligt haben. Die engeren Mitarbeiter werden bei ihren Vornamen genannt.*

*Mein Dank gilt allen denen, die durch ihr Geben und Wirken – über manche sich ihnen entgegenstellende Vorurteile hinweg – die Kinderhilfswerke in Spanien und Frankreich ermöglichten. Und er gilt vor allem unseren schweizerischen, spanischen, englischen und französischen Mitarbeitern, die sie gemeinsam getragen haben.*

*Bern, Ostern 1944.*

*R. O.*

## RUF

Es war in den ersten Septembertagen 1936 an einer Tagung der Freunde schweizerischer Volksbildungsheime auf dem Herzberg. Der Bürgerkrieg in Spanien tobte schon einige Wochen, und die Nachrichten von der teilweisen Zerstörung des spanischen Grenzstädtchens Irún und vom traurigen Flüchtlingsstrom, der sich von dort nach Frankreich hinüber ergossen hatte, beschäftigte die Gemüter. Für Hellsichtige waren dies erste Wetterleuchten am europäischen Himmel. Da trat jemand zu mir und fragte: «Tut Ihr denn nichts für die spanischen Flüchtlinge?»

Die Frage kam mir unerwartet, ich kam soeben vom Zivildienst in Litzirüti, und mein Denken drehte sich um friedliche Aufbauarbeit mit Pickel und Schaufel im Kreise von Menschen guten Willens aus fast allen Ländern Europas. Vor wenigen Wochen hatten wir in jenem Kreise von den Problemen Europas und von deren Lösung auf friedlichem Wege gesprochen. Sudetendeutsche und Tschechen, Engländer und Deutsche hatten sich über sie gemeinsam berührende Fragen, Verständnis und Verständigung suchend, ausgesprochen. Trotz allem war immer noch ein starkes Mass an unmittelbarer, ich möchte fast sagen, naiver Zukunftsgläubigkeit dagewesen.

Mehrere Wochen später wanderte ich von Les Amburnex, der Jura weide, wo ein weiterer Hilfsdienst im Gange war, nach Vallorbe, um dort den Zug nach Paris zu besteigen. Hier traf ich mit Pierre Ceresoie, dem Gründer des Zivildienstes, John W. Harvey, dem Präsidenten seiner englischen Freundesgruppe, sowie mit Alfred Jacob, einem Quäker, zusammen. Eine kleine Rundreise führte uns nach Bayonne, Dax, Pau, Toulouse und anderen Orten Südwestfrankreichs, wo die spanischen Flüchtlinge untergebracht waren. Wir sahen manche Not, doch französische Hilfe war eifrig an der Arbeit, und die Durchführung einer internationalen Hilfsaktion war nicht gerechtfertigt. Wir kehrten heim. Alfred Jacob fuhr nach Barcelona weiter.

Ich selbst kaufte ein Lehrbuch für Spanisch und nahm Autofahrunterricht.

Im November, anlässlich meines Aufenthaltes in England kamen neue Berichte, von neuer Not, diesmal aus Spanien selbst. Madrid wurde bombardiert. Madrid? Nie war ich in jener Stadt, in jenem Land gewesen. Und doch, aus den Berichten meiner Mutter war es mir vertraut, wie fernes Jugendland. In jener Stadt hatte mein Vater gearbeitet, von dorthier kam das Brot, das ich manches Jahr gegessen hatte...

Die paritätische englische Parlamentskommission kehrte zurück. Sie bestätigte die Richtigkeit der Schreckensnachrichten über die Lage von Frauen und Kindern in Madrid. Man sprach von Evakuation, vom Fehlen der Transportmittel. Was tun, wie vorgehen, ohne sich so oder so in die unmittelbaren Interessen der kämpfenden Parteien einzuschalten? Also nichts tun? Als Friedensfreunden schien sich uns im Gegenteil eine einzigartige Gelegenheit zu bieten, nicht nur bei der Linderung der Not der Opfer des Krieges mitzuhelfen, sondern auch ein Stück Vorarbeit für die Versöhnung zu leisten. In welcher organisatorischen Form dies möglich sein würde, war uns noch nicht klar. Auf alle Fälle in enger Zusammenarbeit mit den Quäkern. Meine letzte Besprechung in England fand denn auch am Weihnachtsabend in London mit Fred Tritton, vom Friends Service Council, statt.

Am Altjahrsabend berieten wir in Basel, im Zivildienstkomitee. Auch hier grundsätzliche Bereitschaft zur Mithilfe, trotzdem es sich um eine neuartige Aufgabe handelte, wofür wir noch über keine direkten Erfahrungen verfügten. Doch in gewissen Dingen darf man nicht nur auf Erfahrungen abstellen.

Und dann kam das Telegramm von Edith Pye und Alfred Jacob aus Barcelona...

## ERKUNDUNG

BARCELONA, 13. JANUAR 1937

Letzten Samstag nachts, 9. Januar, traf ich nach 22stündiger Reise von Paris hier ein. Die ersten beiden Tage waren ganz ausgefüllt durch die Erledigung der notwendigen Formalitäten. Dann begleitete ich Frl. Dr. Pictet, die Vertreterin der Internationalen Kinderhilfe, die kürzlich hier eingetroffen ist, und Alfred Jacob, der nun die englischen Quäker vertritt, auf ihren verschiedenen Gängen und gewann den ersten Eindruck über die Lage der Flüchtlinge und über ihre Bedürfnisse. Sich ein genaues Gesamtbild zu machen ist allerdings schwer; alles ist im Fluss, und man kann auch nicht leicht erfahren, wie die Verhältnisse an anderen Orten sind.

Die erste Hilfe, die durch Quäker und Internationale Kinderhilfe gemeinsam unternommen wurde, ist die Milchverteilung an ankommende Flüchtlinge im Bahnhof. In ganz bescheidenem Rahmen wurde sie an Weihnachten mit Unterstützung hiesiger freiwilliger Helfer begonnen.

Vorgestern haben die Zeitungen eine amtliche Mitteilung bekanntgegeben, wonach die Evakuation Madrids von nun an zwangsweise erfolgen soll. Das bedeutet, dass sich in der nächsten Zeit grosse Flüchtlingsströme nach Katalonien und den anderen Gebieten der Ostküste ergiessen, und dass die Bedürfnisse, denen man schon jetzt nicht genügen kann, gewaltig wachsen werden.

In einem Briefe vom 7. Januar, den ich auf meiner Durchreise in Paris erhielt, teilte mir John W. Harvey mit, dass in einer Sitzung des «National Joint» in London eine Gruppe von Leuten den Plan vorlegten, mit einigen Autocars nach Spanien zu fahren, um bei der Evakuation zu helfen.

J. W. H. empfahl, uns mit diesen Leuten zusammenzutun; auch meinte er, dass sie auf der Hinfahrt nach Madrid unsere Lebensmittel transportieren könnten. Natürlich werden wir versuchen, mit ihnen zusammenzuarbeiten, damit die bereits erfolgten

Schritte bei den hiesigen Behörden nicht nochmals und von neuen Leuten gemacht werden müssen. Daher sandte gestern Alfred Jacob ein Telegramm nach England, worin er bat, über jenen Plan auf dem Laufenden gehalten zu werden.

Im Hinblick auf die für heute in Bern geplante Konstituierung eines schweizerischen neutralen Komitees für Spanienhilfe telephonierte gestern Abend Frl. Dr. Pictet nach Genf, teilte unsere Eindrücke mit und bat eindringlich um Entsendung grosser Mengen von Nahrungsmitteln. Wir hoffen, dass die verschiedenen im Komitee vertretenen Organisationen sich daran beteiligen und den bereits geöffneten Weg via Internationale Kinderhilfe in Genf zur Entsendung weiterer Hilfe benutzen werden. Auch wurde ersucht, zunächst keine weiteren Leute zu schicken.

VALENCIA, 23. JANUAR

Mittwochabend verliessen Frl. Dr. Pictet und ich Barcelona mit dem Nachtschnellzug Richtung Valencia. Der Zug war sehr lang und überfüllt und kam nur mit Mühe vorwärts. In Tortosa liessen wir für das Flüchtlingszentrum 14 Kisten kondensierter Milch ausladen, die man uns freundlicherweise gratis im Postwagen hatte mitnehmen lassen. Die lange Fahrt mit den vielen Halten liess uns ein wenig ahnen, was es für die Flüchtlinge aus Madrid bedeutet, fünfzig und mehr Stunden unterwegs zu sein, und wie wichtig Zwischenverpflegungsstationen sind. Mit fünfständiger Verspätung erreichten wir unser Ziel.

Der letzte Teil der Fahrt ging durch fruchtbeladene Orangenhaine und die wunderbar bebaute und bewässerte Ebene der Levante. Licht, Wärme und die ersten Blüten der Mandelbäume zeigten den Frühling an, und überall sah man Bauern an der Arbeit. Dennoch herrschen in diesem an Schönheit und Fülle gesegneten Lande Krieg und Not.

Valencia, das vor einigen Monaten noch 350'000 Einwohner zählte, beherbergt nun zirka 1 Million Menschen. So war es sehr schwer, Unterkunft zu finden. Wir machten uns gleich auf

die Behördenrunde, wurden überall sehr freundlich empfangen und erhielten mit Leichtigkeit die nötigen Papiere.

Wir hatten das Glück, in unserem Hotel sofort Herrn Ru-mayor anzutreffen, der schon als früheres Mitglied des Stadtrates von Madrid sich mit Kinderfürsorge und Erziehungsfragen befasst hatte und sich jetzt in gleicher Weise, in enger Zusammenarbeit mit der Regierung, der Flüchtlingskinder in der hiesigen Provinz annimmt. Er gab uns wertvolle Auskünfte und begleitete uns auf allen unseren Gängen. Wir lernten ferner die Delegierten des Internationalen Roten Kreuzes kennen, die sich mit der Frage des Gefangenen austausches befassen. – Auch zwei belgischen Damen begegneten wir, die im Auftrage des Comité International d'Aide à l'Espagne Républicaine (Paris) ebenfalls nach Madrid reisen, um die Hilfsmöglichkeiten zu studieren. Ein engeres Zusammengehen mit dieser Organisation kommt für uns jedoch nicht in Frage, da wir auf neutraler Basis arbeiten.

Die Zahl der bis heute aus Madrid und den übrigen Kriegszonen Evakuierten schätzt man auf 1'200'000, in der Mehrheit Kinder. Diese sind meistens bei Privaten untergebracht, und es soll wunderbar sein, mit welcher Aufopferung und Begeisterung geholfen wird. Man erzählt Fälle von einfachen Arbeitern oder von Bauern, die selbst mehrere Kinder haben und dazu drei, vier, ja sechs Flüchtlingskinder aufnehmen. Viele geben ihr letztes her, um ihnen Kleider und Schuhe zu kaufen. Oft komme es vor, dass, wer nur einen Duro besitze, diesen viel leichter weg- gebe, als wer deren fünf habe. Einmal besuchte ich ein Dorf, das normalerweise etwa 2'000 Einwohner zählt und nun dazu rund 2'500 Flüchtlinge erhalten hat. Sind die Flüchtlinge in den Dörfern verteilt, dann ist es Aufgabe der lokalen Hilfskomitees, sich ihrer anzunehmen. Diese sehr wünschenswerte Dezentralisation bringt es aber mit sich, dass man über die Gesamtverteilung nicht genau im Bilde ist.

Es steht nun fest, dass sich unsere Tätigkeit unter den Auf-sichten des Ministerio de Asistencia Social abwickeln muss.

Wir bemühen uns daher, durch dessen Vermittlung generelle Erleichterungen zur Vermeidung der grossen Schwierigkeiten bei Einfuhr und Transport zukünftiger Sendungen zu erhalten.

Täglich warten wir auf die Nachricht vom Eintreffen der sieben englischen Autocars, die unter der Leitung von Mr. Garratt mit Lebensmitteln beladen hierher unterwegs sind. Sie sollen dann die drei Waggons kondensierter Milch der Internationalen Kinderhilfe, die wir schon lange erwarten, nach Madrid mitnehmen. Wir wissen aber noch nicht, wie Herr Garratt die Benzinfrage lösen wird. Zwar will das Ministerium sein Möglichstes tun; doch haben wir alle Ursache zu befürchten, dass die Autos nach einiger Zeit vielleicht nicht mehr werden fahren können.

Frl. Dr. Pictet tut mir manchmal leid. Fast jede Woche muss sie lange Telephongespräche mit ihrem Komitee in Genf führen und oft in belanglosen Einzelfragen Instruktionen einholen. Ich könnte so nicht arbeiten. Zudem ist das auch ein kostspieliges Unternehmen.

28. JANUAR

Heute kam die schottische Ambulanz auf dem Wege nach Madrid hier vorbei. Die Leiterin, Miss Jacobsen, macht einen imponierenden Eindruck, doch hinter der Uniform schlägt sicher ein warmes Herz. Die Autos der Ambulanz waren mit Lebensmitteln und Medikamenten hochbepackt, und das Hilfspersonal scheint tüchtig zu sein. – Mr. Garratt, der mit seiner Kolonne fast gleichzeitig wie die schottische Ambulanz England verlassen hat, ist immer noch nicht eingetroffen. Stattdessen tauchte vorgestern unvermittelt Professor C. auf, der im Auftrag des «National Joint» zunächst die Lage erkunden und dann nach Amerika fahren soll, um dort Hilfe grossen Stiles zu mobilisieren. In England hat sich eine bedauerliche Doppelspurigkeit angebahnt, die auf keinen Fall hierher übertragen werden darf. Neben dem «National Joint», dem auch die Quäker, der «Save the Children Fund», der englische Zweig der Internationalen Kinder-

hilfe und unser I. V. S. P. angehören, haben Kreise, die der Kirche und der hohen Aristokratie nahestehen, ein eigenes Komitee aufgestellt («Park»-Komitee), das mit dem erstgenannten aus politischen Gründen nicht recht Zusammenarbeiten zu wollen scheint.

Hoffentlich wird es den Quäkern, die in beiden Komitees vertreten sind, gelingen, die Brücke zur Zusammenarbeit zu bilden.

Zwei Beispiele zeigen, wie sehr von einer guten Lösung der Transportfrage die Wirksamkeit von Hilfsmassnahmen abhängt:

Das Comité Français de Secours aux Enfants, der französische Zweig der Internationalen Kinderhilfe, sandte schon vor längerer Zeit Lebensmittel, Medikamente und Kleider mit dem Lastwagen der spanischen Gesandtschaft in Paris an eine bestimmte Adresse in Madrid. Wir erhielten die Mitteilung, dass die Sendung in Valencia liegen geblieben sei. Fast zwei volle Tage antichambrierte ich nun in vier Ministerien, ohne bisher der Sendung auf die Spur zu kommen.

Damit Frl. Dr. Pictet bei ihrer Ankunft in Alcazar die Milchverteilung sofort organisieren kann, hatten wir schon vor zehn Tagen in Barcelona 500 kg Pulvermilch per Eilgut dorthin aufgegeben. Auch diese Sendung ist noch nicht angekommen.

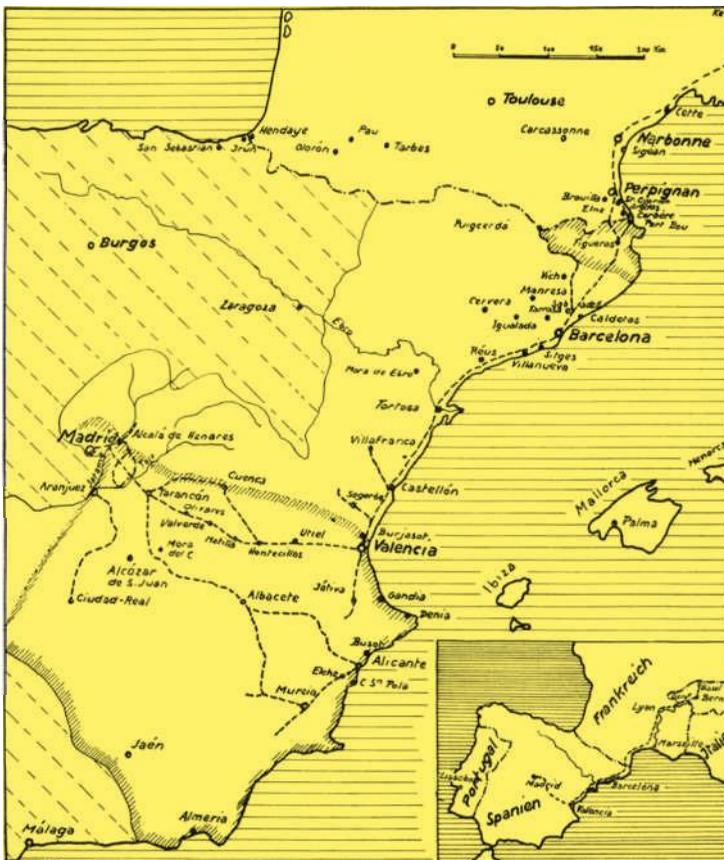
Unter solchen Bedingungen ist keine zuverlässige Arbeit möglich. Daher dringen wir so sehr darauf, dass möglichst alle für Madrid bestimmten Sendungen vom Ausland per Schiff nach Valencia gesandt und dort direkt von eigenen Lastwagen zur Weiterbeförderung übernommen werden.

Letzte Woche habe ich mit Herrn Rumayor, der nach wie vor unser guter Ratgeber ist, ein kleines Landstädtchen in der Provinz Valencia besucht, in dem etwa 600 Madrider Kinder untergebracht sind. Die Kinder wurden von einzelnen Familien aufgenommen und besuchen die öffentlichen Schulen. Sie sind sehr gut aufgehoben und strotzen vor Gesundheit (kein Wunder, in dieser reichsten und klimatisch besten Zone des Landes). Die Schulen lassen allerdings noch viel zu wünschen übrig, doch

werden grosse Anstrengungen zu deren Verbesserung und Erweiterung gemacht. Die Klassen sind in diesen Tagen stark reduziert, da überall die Orangenernte im Gange ist, bei der die Kinder mithelfen. Doch einige Lehrer wiederholen ihren Unterricht freiwillig am Abend für die Kinder, die tagsüber auf dem Felde sind. Die Kinder schienen mir glücklich zu sein.

Sonntag besuchten wir ein grösseres Dorf in der Provinz Alicante. Hier sind in wunderbaren Landhäusern, inmitten von Orangenhainen, 180 Kinder aus Madrid mit ihren Lehrern oder anderen Helfern untergebracht. Der ganze Betrieb, die jungen, von ihrer Arbeit ganz erfüllten Lehrer, erinnerten mich an die reichen Jahre, die ich als Lehrer in der Odenwaldschule erlebte. Die in diesen Kolonien sich entfaltende Gemeinschaftserziehung ist etwas vom schönsten, das ich hier gesehen habe. Hier dürfen sich die Kinder meist frei von politischen und sonst die Seele vergiftenden Einflüssen erholen und entwickeln. Allerdings steckt hier noch vieles in den Anfängen, denn manche der Erwachsenen stehen ohne pädagogische Erfahrung, wenn auch mit viel gutem Willen, ja Begeisterung, in dieser Arbeit. Die Sorge um die kommende Generation, die manchmal fast in einen Kultus des Kindes ausartet, scheint mir ein Kennzeichen der gegenwärtigen geistigen Umwälzung im republikanischen Spanien zu sein. – Es sind nicht nur die blühenden Mandelbäume, die ringsherum in trockener und kahler Erde stehen und den neuen Frühling ankünden: das ganze Land ist in ungestüme Frühlingstimmung... mit manchen Stürmen und rauhen Frösten. Noch ist es nicht gewiss, ob alle Blüten Frucht ansetzen werden.

Nach zahlreichen Wechselfällen kam endlich gestern nacht Mr. Garratt mit einem Autobus und einem Chauffeur hier an. Ein weiterer Lastwagen, der zwischen Barcelona und hier eine Panne gehabt hat, traf heute Abend ein. Die übrigen fünf Wagen, die auf der Reise kleinere oder grössere Pannen erlitten, wurden in Barcelona gelassen, wo sie für den Transport von Flüchtlingen



**Legende:**

--- Grenzen

- - - - - Von der „Ayuda Suiza“ mehr oder weniger regelmässig befahrene Strecken.

/// Von den Franco-Truppen besetztes Gebiet bei Beginn der Hilfsarbeit April

||||| Von den Republ. Truppen vor dem Zusammenbruch verteidigte Gebiete Febr 1937

aus der Stadt nach umliegenden Orten gute Dienste leisten werden. Für die Madrider Strecke wäre es zu riskiert gewesen, solch unzuverlässige alte Kasten zu verwenden. Morgen früh um 5 Uhr sollen wir nun endlich mit den beiden Wagen unsere lang-ersehnte Fahrt nach Madrid antreten.

Wir haben heute nochmals eine ausführliche Besprechung mit den Behörden gehabt, die alles tun, um unsere Arbeit zu erleichtern. Sie möchten, dass die Autos Flüchtlinge von Madrid nach Aranjuez oder Alcazar bringen, von wo sie dann mit der Eisenbahn Weiterreisen könnten. Uns wäre aus organisatorischen Gründen ein direkter Verkehr Madrid-Valencia lieber gewesen.

Ich bin nun anderthalb Wochen hier und fühle mich sehr unbefriedigt. Obschon ich fast immer von Pontius zu Pilatus unterwegs war und mit meinen bescheidenen Kenntnissen im Spanischen Frl. Dr. Pictet und anderen ausländischen Delegierten nützlich sein konnte, ist doch praktisch noch nichts entschieden. Ich weiss, dass viele Freunde, besonders in England, mit Ungeduld auf positiven Bericht warten. Unsere ursprüngliche Idee war ja, selbst einen Transportdienst zu organisieren. Noch bevor ich von Bern verreiste, kam aber der Brief von Miss Pye, in dem sie mitteilte, dass uns wahrscheinlich nur die Aufgabe bestimmt sei, neutrale Begleitmannschaften für Lebensmitteltransporte zu senden, wobei die Transportmittel von der Regierung zur Verfügung gestellt würden. Hier aber zeigte es sich, dass an Transportmitteln selbst grösster Mangel herrscht. So wurde auch für uns die Transportfrage wieder zum Hauptproblem. Da ich aber erfahren hatte, dass in England eine Autokolonne in Vorbereitung war, wollte ich selbstverständlich zuerst ihre Ankunft abwarten, bevor ich irgendwelche Pläne machen würde. Denn es muss eine weitere Zersplitterung der Kräfte in der Spanienhilfe vermieden werden. Auf Grund der uns nun bevorstehenden Erfahrungen wird es Sache des I. V. S. P.-Komitees sein, nach Rücksprache mit dem «National Joint» zu entscheiden, ob es einen eigenen Autodienst organisieren will.

Es ist früher Morgen. In meinen Mantel gehüllt sitze ich im kalten Hotelzimmer. Trotz heruntergelassener Läden und verhängter Fenster hört man von draussen ununterbrochen Gewehrschüsse und Kanonendonner. Aber es wird ein schöner Tag werden..., denn der Himmel ist verhängt und trüb, so dass man keine Fliegerangriffe zu erwarten hat. Noch grösser wäre die Freude der Madrider, wenn es regnen oder schneien würde. So kehrt der Krieg viele Werte um.

Vorgestern, morgens 5 Uhr, starteten wir in Valencia mit dem englischen Autobus und der Camionnette. Leider mussten wir aber letztere schon bei der Ausfahrt wegen einer schweren Panne zurücklassen. Es dämmerte bereits, als wir endlich um 6.30 Uhr fort kamen. Unser mit Zucker, kondensierter Milch und Kinderkleidern schwer beladener Bus mühte sich in einem Durchschnittstempo von 40 km vorwärts, nicht immer sehr zufrieden, dass er nach jahrelangem Dienst in Cumberland in seinen alten Tagen diese weite Reise Valencia-Madrid (352 km) in einem Tage machen musste. Die Fahrt ging oft hügel auf und hügel ab an Hunderten von Maultiergespannen und Lastwagen vorbei. Zahlreich waren die «Autoleichen», die wir unterwegs an der Landstrasse liegen sahen..., Zeugen der kopflo- sen Verschwendung und Herumraserei der ersten Kriegsmonate.

Um 11 Uhr nachts, nach 17stündiger Fahrt, während der Mr. Garratt manch kräftigen englischen Fluch über seinen Wagen, Fr. Dr. Pictet manch stillen Seufzer ausstieß, erreichten wir endlich Madrid. Die Stadt lag wie ausgestorben in völliger Dunkelheit, und nur mit Mühe fanden wir Unterkunft.

Dank der grossen Zuvorkommenheit der verschiedenen Amtsstellen, die uns immer Autos zur Verfügung stellten, dank der Hilfsbereitschaft der beiden Vertreter des Internationalen Roten Kreuzes, haben wir die verschiedenen Formalitäten in kurzer Zeit erledigen können. Besonders über die letztgenannte Beziehung sind wir sehr froh. Die beiden Herren, die mit den Behör-

den ausgezeichnet stehen und schon viele Verbindungen besitzen, haben sich bereit erklärt, uns jederzeit bei auftretenden Schwierigkeiten behilflich zu sein. Ich hoffe sehr, dass aus der praktischen Arbeit Beziehungen herauswachsen, die am Grünen Tisch niemals zustande kommen würden. Ich denke viel an Dunant und an das, was er von der Weiterentwicklung des Roten Kreuzes hoffte.

Wir besuchten ein überfülltes Kinderspital und sahen da auch viele Opfer des Maschinengewehrfeuers tieffliegender Junkers- und Capronibomber. Dieses Spital machte uns keinen besonders guten Eindruck, da viel unqualifiziertes Personal an die Stelle der in die Militärlazarette gerufenen Krankenschwestern getreten ist.

Wir erfuhren, dass aus Madrid bisher zirka 450'000 Menschen evakuiert worden sind, davon allein zirka 170'000 Kinder. Da aber Madrid bereits zirka 500'000 Flüchtlinge aus westlichen Provinzen aufgenommen hatte, ist seine Einwohnerzahl kaum verändert. Man rechnet damit, in kurzer Zeit noch 350'000 Menschen evakuieren zu müssen. Alle diese Zahlen sind nur Schätzungen. Die Evakuierung geht nur langsam und unter grossen Schwierigkeiten vor sich: einerseits Transportschwierigkeiten, andererseits grosser Widerstand der Bevölkerung. Die meisten wollen sich nicht von ihrem Heim oder ihren Angehörigen trennen, die an der nahen Front stehen; auch fürchten sie – zum Teil wohl mit gewisser Berechtigung –, dass ihre Habseligkeiten in den unbewohnten Häusern den Besitzer wechseln könnten. Nun sind zur Sicherung des Eigentums der Evakuierten scharfe Massnahmen getroffen worden. Man will zuerst, mehr oder weniger zwangsmässig, alle diejenigen Leute evakuieren, die sich erst seit dem Kriege in Madrid befinden. – Für die Evakuierung der Kinder ist ein besonderes Amt zuständig, das von einer sympathischen, rastlos tätigen Frau geleitet wird. Bei ihr laufen alle Meldungen über die zu evakuierenden Kinder und über die Aufnahmefähigkeit der verschiedenen Orte der Levante zusammen. Die Expeditionen werden dann nach Massgabe der vorhandenen Transportmittel organisiert. Tausende von

Kindern warten darauf, evakuiert zu werden. Meistens wird aber eine Transportmöglichkeit erst im letzten Augenblick bekannt, und trotz Bekanntmachung im Radio ist es dann schwierig, die Kinder rechtzeitig zu besammeln. Wir würden einen sehr willkommenen, dringend notwendigen und in keiner Weise den Kriegshandlungen förderlichen Dienst leisten, wenn wir uns mit einigen regelmässig verkehrenden und nur Kindern reservierten Autocars zur Verfügung stellen könnten. Unser vorläufiger Plan sieht, von der Zusammenarbeit zwischen Quäkern, Internationaler Kinderhilfe, «National Joint» und Zivildienst ausgehend, etwa so aus: Ausbau der Arbeit in Barcelona und Entsendung von Lebensmitteln an die Flüchtlingszentren von Alcazar und Albacete, sowie nach Madrid, gemeinsam durch Quäker und Internationale Kinderhilfe; Organisierung eines Evakuationsdienstes durch «National Joint» und Zivildienst.

*AUF DER FAHRT MADRID-ALBACETE, 5. FEBRUAR*

Und nun sind wir auf der Rückreise, wieder mit hochbeladenem Bus; aber diesmal mit einer viel wertvolleren Ladung: 36 Kindern, einem spanischen Lehrer und einer Lehrerin, einem englischen Journalisten (der wünschte, uns bei dieser ersten, denkwürdigen Fahrt zu begleiten) und uns (Frl. Dr. Pictet – deren Ausdauer wir bewundern –, Mr. Garratt, einem Ersatzchauffeur und mir). Ich versuche auf engem Platze, bei grossem Geschüttel und viel Lärm und Klang, die Schreibmaschine auf den Knien, die unzähligen Eindrücke der letzten Tage ein wenig zu fassen. Nicht nur Lärm, sondern wirklich auch schöner Klang: schnell haben die Kinder die hinter ihnen liegenden schweren Tage und die schmerz erfüllten Abschiedsszenen mit Müttern oder Verwandten vergessen; nun singen sie – eben fahren wir über den Tajo – fast so übermütig wie Schweizer Kinder auf einer Schulreise. Kaum hatte sich der Bus in Bewegung gesetzt, ging es los, zuerst die Internationale, dann die «Jeune Garde», dann wieder die Internationale und wieder das bekannte französische Re-

olutionslied. Nun aber singen sie seit langem nur ihre alten Schul- und Kinderlieder. Hoffentlich verfliegen die furchtbaren Eindrücke der letzten Monate auch so schnell wie die angelernten Revolutionslieder. Aber so schnell geht es nicht: nun sind sie wieder stiller, einige plaudern noch, andere schlafen ein wenig oder sehen bleich und traurig zum Fenster hinaus. Draußen regnet es; aber trotz der tiefhängenden Wolkendecke sieht man weit in die Feme über die leichtgewellte, baumlose Hochebene. Ich muss an diesen sinnlosen Krieg denken und an Don Quichote.

Diese Fahrt ist in jeder Beziehung eine Versuchsfahrt; auf Grund der dabei gemachten Erfahrungen soll der Evakuationsdienst ausgebaut werden. Wir wissen, dass wir das nächste Mal am frühen Morgen starten müssen. Wir hatten in Madrid so viel zu erledigen, dass wir erst um 14 Uhr abfahren konnten. Trotz Gutscheinen, Ausweisen usw. verloren wir noch eine Stunde Zeit, um das bereits versprochene Benzin zu erhalten. Dann war die normale Ausfahrt aus Madrid gesperrt, und wir mussten sie auf einem Umweg wieder erreichen. An einer Stelle stand ein schwerer Autobus mit einer Panne und sperrte die Strasse. Wir mussten alle Kinder aussteigen und sie bei strömendem Regen durch die aufgeweichten Felder waten lassen, durch die sich dann auch der leere Autobus winden konnte. So ging die Fahrt weiter, mit mancherlei Unbill...

#### ALBACETE, 6. FEBRUAR

Es ist gestern abend im Auto dunkel geworden, und ich musste mit Schreiben aufhören. Der Hindernisse waren wirklich viele. Auf der ganzen Strecke von 250 km gibt es nur zwei offene Tankstellen, und man erhält jedesmal nur wenig Benzin. An der ersten Stelle verloren wir fast eine Stunde, mitten im fieberhaften Verkehr von Hunderten von Lastwagen. Dann mussten wir wieder 70 km weit eine Nebenstrasse benützen, was uns mehr als drei Stunden Zeitverlust verursachte, da sie voller Löcher war und nur langsames Fahren erlaubte. Aber auch so wurden

unsere Kinder schwer herumgeschüttelt. Dann hatten wir das Pech, dass die Lichtmaschine nicht mehr funktionierte und wir schliesslich – um Mitternacht – in einem Dorf Halt machen mussten. Inzwischen hatte es aufgehört zu regnen. Wir waren näher bei der Levante, wo der Himmel fast immer wolkenlos ist. Im Scheine des aufgehenden Mondes setzten wir uns um 3.<sup>30</sup> Uhr wieder in Bewegung. In langsamer Fahrt erreichten wir beim ersten Morgengrauen Albacete.

Alle Nöte waren schnell vergessen, als uns im Flüchtlingsheim (wo wir bereits seit gestern abend erwartet worden waren) der warmherzige, junge Leiter freundlich empfing und uns an die bereits gedeckten Tische führte. Dann weckte er den Koch und einige Frauen, damit sie etwas Warmes bereiten sollten. Die Kinder sassen still und staunend an den Tischen. Das Kleinste, ein vielleicht dreieinhalbjähriges Bübchen, fing an zu weinen. Rechts und links von ihm sassen sein fünf- und sein sechsjähriges Schwesterchen und hielten fest zu ihm. Die Mutter sei noch in Madrid mit dem neunmonatigen Kleinsten, wohl weil sie den Vater nicht verlassen will, der irgendwo im Carabanchel im Schützengraben steht. – Warmer Milchkaffee, Brot und Gebäck weckten die Lebensgeister wieder, und es gab manche Träne, als es nachher hiess, dass die Kleinsten sich nun schlafen legen müssten. Auch dafür ist in vorbildlicher Weise gesorgt. In dem weitläufigen Gebäude gibt es eine ganze Anzahl grosser Zimmer mit einfachen, aber saubereren Betten. – Es werden hier täglich bis 1'500 Flüchtlinge gespeist und zum Teil beherbergt. Viele fahren im Zug von Alcazar kommend einfach durch; denen bringt man einen kleinen Imbiss an die Bahn.

Alcazar ist gegenwärtig die wichtigste Sammelstelle für Flüchtlinge. Mehrere tausend, manchmal bis zehntausend, kommen da täglich durch. FrI. Dr. Pictet, die Alcazar vor vierzehn Tagen besucht hat, erhielt davon einen ganz vorzüglichen Eindruck. Die Stelle untersteht der Leitung einer sehr feinen Frau, die buchstäblich Tag und Nacht arbeitet (sie ruht sich täglich

nie mehr als zwei Stunden aus... ich habe sie gesehen, sie ist nur Herz und Nerven). Sie ist eine alte politische Kämpferin, die schon viel Verfolgungen erlitten hat, deren Mann und Kinder, aus dem Gebiet der Aufständischen nach Portugal geflohen, schon seit langem verschollen sind. – Wieviele Menschen gibt es in Spanien, zum Beispiel in Katalonien und der Levante, die noch sorgenlos dahinleben, wie unzählige viele aber haben wir anderswo schon angetroffen, die sich für dieses arme, geschlagene Volk in rastloser Tätigkeit aufreiben. Dabei haben sie nicht nur mit den Schwierigkeiten der gegenwärtigen Stunde, sondern mit manchen alteingesessenen Übeln zu kämpfen.

Durch Alcazar kommen nicht nur Flüchtlinge von Madrid, sondern vor allem solche aus dem Süden. Diese lebten meistens schon früher in grösster Armut und Primitivität und sind vielfach Analphabeten. Sie kommen mittellos an, schmutzig, mit Ungeziefer beladen – und vor allem: disziplinos. Bevor sie von der Verteilungsstelle Alcazar nach den verschiedenen Dörfern der östlichen Provinzen weitergeleitet werden, müssen sie gründlich gereinigt, entlastet und wenn möglich mit Kleidern ausgerüstet werden.

Da Mr. Garratt nach Valencia und Barcelona zurückkehren muss, um nach seinen zurückgebliebenen Autos und Chauffeuren zu sehen, habe ich mich auf seine Bitte bereit erklärt, vorderhand die Verantwortung für die weitere Arbeit mit dem einen Wagen zu übernehmen.

*MADRID, 11. FEBRUAR*

Herr Garratt und Fr. Dr. Pictet fuhren mit der Bahn nach Valencia, während ich mit den beiden Chauffeuren und dem englischen Journalisten beabsichtigte, Albacete am Morgen früh mit dem Auto zu verlassen. Aber wegen einer Reparatur am Wagen konnten wir erst um 10 Uhr starten. Wir fuhren die 100 km bis Mota del Cuervo in vier Stunden, auf ausgezeichneter, fast ebener Strasse. Die Nebenstrasse nach Alcazar aber war sehr

schlecht, und wir brauchten zwei Stunden, um die 30 km zurückzulegen. Ich bestand aber darauf, über Alcazar zu fahren, um das dortige Flüchtlingslager zu besichtigen und um mir diese Strasse anzusehen. Ich gedachte sie unter Umständen für unsere Transporte zu benützen, da Alcazar näher bei Madrid liegt als Albacete und davon dort Züge nach Valencia und Murcia fahren.

Während wir uns im Flüchtlingslager befanden, wurde unser Wagen vor der Türe von der Menge gestürmt. Nicht nur war er bis zum letzten Platz gefüllt, sondern auf dem Dach sassen dazu noch ein halbes Dutzend Milizsoldaten! Eine halbe Stunde brauchte ich, bis ich mit Hilfe meines noch etwas holprigen Spanisch die etwa fünfzig ungebetenen Fahrgäste bewegeu hatte, den Wagen zu verlassen. Dann prüfte ich die Papiere der Personen, die mit nach Madrid fahren wollten. Militärpersonen wurden von vorneherein ausgeschlossen. Mit Ausnahme von ein bis zwei Personen hatten alle meine Massnahmen verstanden und sie sogar unterstützt. Leider streikten nun die Chauffeure. So wurde es zu spät, und ich musste mich entschliessen, in Alcazar zu übernachten, weil ich mir die Strasse bei Tageslicht ansehen wollte.

Am folgenden Tag fuhren wir zunächst auf schlechter Nebenstrasse, dann bis Aranjuez auf der Hauptstrasse und wiederum, weil diese vor Madrid durch die Aufständischen abgeschnitten war, auf schlechter, doch sehr befahrener Nebenstrasse durch gebirgiges Land. In neun Stunden nur 180 km! Unsere Mitreisenden – fünfzehn Zivilpersonen, die nach Madrid reisten und schon tagelang unterwegs waren – ertrugen diese Schneckenreise mit Geduld und Humor. An jedem Dorfeingang lagerten Leute, Zivilisten und Soldaten, die auf eine Fahrgelegenheit nach Madrid warteten. Es war nicht immer leicht, ihnen die Mitfahrt zu verweigern.

Aus den Erfahrungen dieser ersten Reise ziehe ich folgende Schlüsse:

1. Unser Wagen, eine alte Kutsche, fährt viel zu langsam. Für die kurze Strecke bis Albacete (278 km) braucht er zwölf

Stunden oder mehr. Das ist eine Qual für die Kinder. Wir brauchen starke, rasche, möglichst neue Qualitätswagen gleicher Marke, mit Ersatzteilen wohl ausgerüstet. Wie wunderbar könnten wir mit sechs schönen Saurerwagen arbeiten!

2. Die beiden Chauffeure mögen zwar wohl beruflich tüchtig sein, aber menschlich sind sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Über alles schimpfen sie, über das Essen, über die schlechten Strassen, über die Schwierigkeiten der Benzinbeschaffung usw. Der eine ist ein richtiger Abenteurer ohne Gesittung, der mir die unglaublichsten Szenen macht. Wir brauchen tüchtige und aufopfernde Mitarbeiter, die Schwierigkeiten und Entbehrungen frohen Mutes ertragen, weil sie wissen, dass sie nicht ins Gewicht fallen angesichts der Not der Menschen, denen wir helfen wollen.

3. Den Gebern im Ausland, die durch ihre Beiträge unser Hilfswerk ermöglichen, müssen wir garantieren können, dass wir in keiner Weise die militärischen Aktionen unterstützen. Von diesem Grundsatz bin ich nie abgewichen, und ich durfte vielmehr erleben, dass jedesmal, wenn ich den Zweck unserer Aktion richtig erklärte, man unsere Vorbehalte verstand. Ich brauchte auch nirgends mein Empfehlungsschreiben vorzuweisen. Es genügte, wenn ich erklärte, dass es sich um einen englischen Evakuierungstransport von Kindern handle, um ohne weitere Formalitäten durchzukommen.

Die Zeit scheint mir nun bald gekommen zu sein, da meine Aufgabe deutlich werden wird. Ich hoffe, in die Schweiz zurückkehren zu können, um abzuklären, ob es möglich sein wird, einen bestimmten, klar umrissenen Plan zu verwirklichen. Nur dann würde ich wieder nach Spanien kommen.

Es muss möglich sein, schweizerische Wagen zu erhalten. Doch werde ich nur mit vertrauenswürdigen Personal reisen, mit Menschen, die etwas Spanisch sprechen und bereit sind, im Geist des Zivildienstes zu arbeiten. Der Geist, in dem wir arbeiten, ist mindestens so wichtig wie die Arbeit selbst. Er ist ein Teil der Hilfe, die wir bringen wollen. Menschen, die sich im

Auslande benehmen, wie sie es zu Hause nicht wagen würden, sind der Untergang eines solchen Unternehmens.

Vorgestern benachrichtigte mich der Delegierte des Internationalen Roten Kreuzes, dass Dr. Haro vom Hygieneministerium mich zu sprechen wünsche. Bei meinem Besuch erklärte mir dieser, dass er die Aufgabe habe, regelmässig alle schwangeren Frauen zu evakuieren. Er habe eine provisorische Entbindungsanstalt in der Provinz Almeria eingerichtet, doch stehe ihm nur ein einziger kleiner Autocar zur Verfügung, der meistens in Reparatur sei. Jede Woche müssten etwa vierzig schwangere Frauen samt ihren Kindern evakuiert werden. Für letztere stehe ein besonderes Heim zur Verfügung, wo sie während der Niederkunft der Mutter betreut werden. Er bat mich dringend, ihm bei der Lösung der Transportfrage zu helfen. Leider musste ich ihm absagen...

*ALBACETE, 13. FEBRUAR*

Mit 38 Kindern von drei bis fünfzehn Jahren unternahmen wir gestern unsere zweite Evakuationsfahrt. Es ging diesmal etwas besser: wir waren nur dreizehn Stunden unterwegs, doch immer noch zu lange. Und dazu hat unser Motor nun wiedereine Panne. Man hat uns versprochen, dass der Wagen bis heute Nachmittag wieder in Ordnung sein wird. So hoffen wir, doch noch heute unsere Kinder an ihren Bestimmungsort, Elche, in der Provinz Alicante, das nur 160 km von hier entfernt ist, bringen zu können.

Glücklicherweise begegnen wir immer wieder Menschen guten Willens, die uns unsere Arbeit erleichtern: diesmal sind es die Arbeiter in der Garage, die auf ihre Mittagsruhezeit verzichten, damit die Reparatur rechtzeitig fertig werde.

Der Vorschlag von Frl. Dr. Pictet, in Madrid eine Kantine für die zu evakuierenden Personen einzurichten, sollte so rasch wie möglich verwirklicht werden. Gestern früh hatte mehr als die Hälfte der Kinder, die mit uns fahren sollten, nicht gefrühstückt. Wir konnten ihnen aber, dank unseres kleinen Vorrates an Kondensmilch, noch ein wenig warme Milch verabreichen.

Sonst hatten wir eine herrliche Fahrt, bei strahlendem Himmel. Diese leicht gewellte Hochebene Kastiliens in ihrer Endlosigkeit, mit ihrer im Sonnenglanz goldrot leuchtenden Erde, ihren einsamen Dörfern und den müden Karawanen von Maultiergespannen, hätte unsere Gedanken in träumerische Ferne gelenkt, wären uns nicht Leid und Not am Wegrand begegnet. Zahllose Camions und Zweiräderkarren sahen wir, auf denen armselige Bauernfamilien aus dem Gebiet der Jaramafront fliehen. Mit ihren Frauen und Kindern sitzen sie auf den wenigen geretteten Habseligkeiten und denken wohl an ihre zerstörten Hütten, an das kommende Ungewisse. Viele sahen wir, die sich zu Fuss bis zur grossen Überlandstrasse geschleppt hatten und hier nun geduldig auf irgendein Gefährt warteten, das sie mitnehmen würde.

### 13. FEBRUAR, ABENDS

Den ganzen Tag flickten sie in der Garage an unserem Motor herum, und nun stellte es sich heraus, dass er Kolbenbruch hat und dass der ganze Motor so alt ist, dass er ganz auseinandergenommen und überholt werden muss... Wir können also nicht fahren, und unsere Kinder werden heute Nacht um 3 Uhr den Zug nach Alicante nehmen müssen! Eine heute mindestens zwölf Stunden dauernde Reise, dazu die Aussicht, in Alicante mehrere Tage auf eine Reisegelegenheit nach Elche warten zu müssen, wohin es keine Züge mehr gibt. – Die Kinder schlafen friedlich und träumen wohl von den Datteln und Orangen, die sie morgen in Elche zu essen hoffen. Den ganzen Tag aber drängten sie um mich und fragten mich immer wieder, wann wir wohl fahren würden, und mit Lappen und Taschentüchern begannen sie, von innen und aussen unseren gemütlichen Wagen liebevoll zu putzen. Er ist ihnen, in dieser Etappe zwischen verlassenem Elternhaus und unbekannter Zukunft, vorübergehend zur Heimat geworden. Wenn wir sie nach Mitternacht wecken müssen, werden sie daher eine grosse Enttäuschung erleben.

Es ist wirklich beschämend! Man ist gekommen, um den

Spaniern aus ihren Schwierigkeiten zu helfen und bereitet ihnen stattdessen nur neue. – Morgen früh werde ich den Motor ganz demontieren lassen und den Block auf irgendeine Weise nach Valencia zu senden versuchen, wo man ihn vielleicht reparieren kann. Ich werde auf alle Fälle selbst nach Valencia gehen, um dort die Rückkehr von Herrn Garratt abzuwarten, der nach neuester Mitteilung zur Berichterstattung nach London geflogen ist. Nun muss ich hier noch eine Pension für die beiden Chauffeure finden... Was werden wohl die braven Leute denken, die durch ihre Spenden diese Expedition finanziert haben, wenn sie erfahren, dass ihr effektives Resultat die Evakuierung von 74 Kindern aus Madrid ist? Noch einmal: Entweder wir unternehmen eine Aktion, die technisch und menschlich auf gesunder Basis steht, oder wir verzichten ganz darauf.

*14. FEBRUAR*

Erst um 4 Uhr haben wir die Kinder geweckt, da man uns berichtete, dass der Zug um 5 Uhr statt um 3 Uhr eintreffen werde. In Wirklichkeit aber dampfte er langsam und mühselig erst um 7 Uhr daher, mit vielen Wagen und vollgepfropft mit Flüchtlingen. Nur mit grosser Schwierigkeit gelang es, unsere Kinder darin irgendwie zu verstauen. – Die Kinder sind mir in diesen beiden Tagen recht ans Herz gewachsen, und wir trennten uns nur ungern. Was wird wohl aus ihnen? Ich bin froh, dass die beiden sie begleitenden Lehrer nett sind. Der eine ist sehr jung und aufgeschlossen. Er wollte viel über die Schweiz wissen, die er nur im rosigen Lichte sieht als das Land, das das Glück hat, schon seit mehr als hundert Jahren eine Erziehung im Geiste Pestalozzis zu kennen. Er träumt davon, einmal ans Institut Rousseau nach Genf gehen zu können...

*MADRID, 15. FEBRUAR*

Gestern gelang es mir, nach Barcelona zu telefonieren, und ich erfuhr, dass Mr. Garratt schon heute oder morgen wieder in

Spanien eintreffen werde. So entschloss ich mich, noch diese Woche in die Schweiz zu fahren. Gestern abend hatte ich in Albacete das Glück, einen kleinen Lastwagen zu finden, der mich nach Madrid mitnahm. Nur acht Stunden währte diesmal die Reise, die allerdings etwas unbequem gewesen ist: ich streckte mich, in meinen Schlafsack gehüllt, auf eine Bank hin und versuchte zu schlafen. Doch das heftige Schütteln des Wagens und die eisige Nachtluft, die durch alle Fugen blies, liessen mich, trotz grosser Müdigkeit, nicht zur Ruhe kommen.

*VALENCIA, 17. FEBRUAR*

Vorgestern habe ich in Madrid nochmals mit den zuständigen Stellen das ganze Evakuationsproblem besprochen und mir auch einige schriftliche Unterlagen geben lassen. Dann sprach ich nochmals mit dem Delegierten des Internationalen Roten Kreuzes und erhielt von ihm die Zusage, dass er nötigenfalls in der Schweiz meine Pläne empfehlen würde.

*MARSEILLE, 20. FEBRUAR*

Ich fürchte, liebe Freunde, dass dieser Bericht nie fertig ward und dass ich ihn, wenigstens euch Freunden in der Schweiz, vorher noch mündlich geben werde. Trotzdem will ich daran weiter schreiben, um die Erlebnisse der letzten Tage festzuhalten und um die mir vor meiner Abfahrt mit dem Nachtzug nach Genf verbleibenden Stunden nützlich zu verwenden.

In Valencia erfuhr ich von Herrn Rumayor, dass Mr. Garratt zurückgekehrt und bereits mit drei seiner inzwischen aus Barcelona eingetroffenen Wagen nach Almeria weitergefahren sei, wo Transportmittel für die aus Malaga eintreffenden Flüchtlinge dringend benötigt werden. Gerne hätte ich ihm mündlich unsere Erfahrungen der letzten Tage mitgeteilt und von ihm das Resultat seiner Besprechungen in London erfahren, doch kann ich keine weitere Zeit verlieren.

Die Regierung scheint nun doch gewillt zu sein, spanische Kinder vorübergehend ins Ausland evakuieren zu lassen, nachdem durch den neuen Zustrom von etwa 200'000 Flüchtlingen aus Malaga die Lage immer schwieriger wird. Diese Nachricht wird das in der Schweiz in Bildung begriffene Komitee interessieren.

Donnerstag früh wohnte ich auf dem Bahnhof in Valencia der Ankunft zweier Züge bei, die solche Flüchtlinge brachten. In alten und schmutzigen Wagen, auf etwas Stroh und auf ihren Bündeln sassen diese Leute, die einen noch erbärmlicheren Eindruck machten als die von der Jaramafront. Ergeben und merkwürdig stumm waren diese Südländer; daran sind wohl die Müdigkeit und die Erinnerung an die durchlebten Schreckentage schuld. Ganz teilnahmslos antworteten sie auf meine Fragen. Es ist wahr, dass diese fliehenden Wehrlosen von tieffliegenden Flugzeugen unaufhörlich beschossen wurden. Das ist also der «totale Krieg», über den seit einigen Jahren die Militärschriftsteller Abhandlungen schreiben.

...und nun bin ich seit einigen Stunden wieder in «Europa». Auf der Fahrt vom Flughafen in die Stadt blieben meine Blicke fast nur an den Benzintankstellen haften. An keiner war das in Spanien von uns so gefürchtete, oft schicksalsschwere Schildchen «No hay gasolina» (kein Benzin) ausgehängt. Unwillkürlich musste ich daran denken, wie wir mit unserem Wagen voll Kinder oft stundenlang vor den Tankstellen warteten, um diese kostbare Flüssigkeit zu erhalten, die zugleich die unheilsäenden Flieger und die phlegmatischen und friedlichen englischen Evakuationswagen treibt...

Hoffnungsvoll sehe ich den Besprechungen entgegen, die ich mit den Freunden in der Schweiz und in England haben werde.

## VORBEREITUNG

In der Schweiz waren allerhand Vorarbeiten getan worden, doch war die eigentliche Konstitution der Arbeitsgemeinschaft noch nicht erfolgt. Es hatte mehrerer Sitzungen bedurft, um genau abzuklären, was unter dem Begriff «Neutralität» verstanden werden sollte. Die einen wollten sie sozusagen arithmetisch definieren und beiden kriegführenden Parteien gleichviel helfen. Die andern hätten gerne nur da geholfen, wo ihre politischen Sympathien lagen. Angesichts der so verschiedenen Einstellung der schweizerischen Öffentlichkeit zu dem spanischen Geschehen schien es damals nicht möglich zu sein, Vertreter der verschiedenen Konfessionen und Parteien zu einer wirklich neutralen, nur von dem Wunsche zu helfen beseelten Gemeinschaft zusammenzubringen. Schliesslich einigte man sich doch auf die Auffassung, die allein menschlich und vernünftig ist: die grundsätzliche Bereitschaft, nach Massgabe der vorhandenen Mittel allen Kindern zu helfen, die es am nötigsten haben, unabhängig von deren Herkunft und von der politischen Einstellung ihrer Eltern.

Ich war gerade rechtzeitig angekommen, um in Bern an der Gründungssitzung der Arbeitsgemeinschaft teilzunehmen. Als praktische Aufgabe sah man jedoch zunächst nur die Aufnahme spanischer Kinder in der Schweiz. Und auch diese sollte dann von den einzelnen der angeschlossenen Organisationen gelöst werden. Die Arbeitsgemeinschaft, als Dachverband, würde nur die Organisation von Kindertransporten und den Verkehr mit den spanischen und den schweizerischen Behörden übernehmen und, soweit möglich, Beiträge an die Transportkosten leisten. Ich platzte mit dem Plan eines Evakuationsdienstes unversehens in diese denkwürdige Sitzung. Vorerst sah jedoch niemand eine Möglichkeit der Verwirklichung.

So ging ich sofort voller Hoffnung zum Roten Kreuz hinüber... Dessen Absage war für mich besonders schmerzlich, die Begründung, dass es im gegenwärtigen Zeitpunkt seine Kräfte und Mittel

vor allem seiner Hauptaufgabe, der Bereitstellung von Sanitätsmaterial und der Ausbildung von Sanitätshilfskräften für eventuelle Bedürfnisse in der Schweiz, reservieren müsse, ungenügend. Die Idee des Roten Kreuzes, wie sie im Geiste des Genfer Helfers Dunant auf dem fremden Schlachtfeld Solferino entstand, ist mehr als die einer nur nationalen Fürsorgeinstitution. Neue Aufgaben bringen neue Kräfte, und neue Kräfte bringen neues Leben, das auch die Lösung bisheriger Aufgaben fördert.

So kam der andere, der internationale Weg wieder in Betracht. Ein kurzer Abstecher nach England, und die Zusicherung unserer englischen Freunde zur Mitwirkung bei der Durchführung des Evakuationsdienstes war da.

Es kam der Ruf: «Helfen wir, dass in unseren spanischen Brüdern durch eine überparteiliche, menschliche Hilfe die Kräfte der Versöhnung gestärkt werden... Auch uns tut dies not, und so werden auch wir die Beschenkten sein.»

Einige Wochen intensivster Arbeit in der Schweiz folgten. Das wunderbare Sichfinden der ersten Helfer und späteren Träger der Spanienkinderhilfe; der Ostermontag mit Karl in Frauenfeld bei Fritz Wartenweiler; der Entschluss zur Bestellung von vier neuen Wagen auf Grund von Karls Plänen (gedeckte Lastwagen mit demontierbaren, gepolsterten Bänken); die zahlreichen kleineren und grösseren Formalitäten und Vorbereitungen... und schon nahte der 24. April, der vorgesehene Tag der Abreise.

Am 23. mittags sollten die vier Wagen abgeliefert werden; noch fehlte ein ansehnlicher Teil der zur Bezahlung notwendigen Summe. Darüber hatten wir uns aber keine Sorgen gemacht, denn wir wussten, dass die Mittel nach und nach kommen würden. Der Lieferant jedoch verlangte greifbare Sicherheit. Sie fand sich in weniger als einer Stunde; daran war eine liebe, alte, gelähmte Frau beteiligt, die uns durch ihr irdisches Gut Bürge stand und so Anteil am Gelingen eines Werkes der Jugend genommen hatte. Sie wurde in ihrem Vertrauen nicht enttäuscht; auch ihr und vieler anderer Menschen Segen begleitete unsere Fahrt. So

war uns besonders der kurze Halt in Lausanne und der Abschieds-Händedruck von Ernest Bovet, dem Gläubigen und Kämpfer für einen lebendigen Völkerbund, eine besondere Herzstärkung.

## AUF DEM WEG

In ihrer letzten Sitzung vor unserer Abreise hatte die Arbeitsgemeinschaft beschlossen, unseren Evakuationsdienst nun doch nach Kräften zu unterstützen. So bekam er, sozusagen in letzter Stunde, doch im Wesentlichen den Charakter einer schweizerischen Hilfsaktion und damit den Namen «Ayuda Suiza». Rasch war auch mit der ersten Lebensmittel- und Kleidersammlung begonnen worden, deren Resultat unsere Wagen mit Kostbarkeiten gefüllt hatte. Ihre sehr bunte Zusammensetzung erleichterte uns allerdings die verschiedenen Zoll Visitationen nicht. Besonders die internationale (Nichtinterventions-)Kontrolle an der spanischen Grenze, von australischen und dänischen Beauftragten durchgeführt, leistete gute Arbeit. Wir mussten einen Camion fast vollständig abladen und die übrigen teilweise. Ausserdem wurden viele Kisten und Pakete geöffnet. Das Abzeichen des Zivildienstes (mit Spaten und zerbrochenem Schwert), das ein paar von uns trugen, war leider noch zu wenig bekannt, um zu verbürgen, dass wir keine Waffen schmuggelten.

Unsere vier Wagen unterscheiden sich nicht nur durch ihre Nummernschilder. Mit ihrer Hilfe hoffen wir, viele Kinder aus der Gefahr zu retten. Ich hatte es erlebt, wie sehr die Kinder an diesen Wagen hängen, und sie sollten daher nicht einfach den Namen «Ford» darauf lesen und in guter Erinnerung bewahren. So wurde jeder Wagen besonders getauft:

«PESTALOZZI»: der in schweren Zeiten der Schweiz, als fremde Heere sie heimsuchten, sich mit Liebe der Waisenkinder annahm, sie erzog und lehrte und der darüber hinaus zum Schöpfer der Volksschule wurde, die aus den Kindern freie und ihrer Verantwortung für die Gemeinschaft bewusste Menschen zu machen bestrebt ist;

«DUNANT»: der durch seine Begründung des Roten Kreuzes die Forderung «inter arma caritas» lebendig machte;

«WILSON»: der gläubige Staatsmann, der einen ersten Versuch machte, den Frieden durch die Schaffung des Völkerbundes zu sichern;

«NANSEN»: der nicht nur in seinen Polarfahrten Mut, zähe Ausdauer und Opferbereitschaft bewies, sondern auch in der Durchführung von Hilfsaktionen.

Als wir nach Westen fuhren, dachte ich oft an unseren Freund Pierre Ceresoie, der vor ein paar Monaten nach Osten, in die vom Hochwasser heimgesuchte indische Provinz Bihar gefahren war. Nun arbeitete er wiederum in dem Hilfsdienst, den er zum Wiederaufbau zerstörter Dörfer organisiert hatte. Es war ihm gelungen, durch diesen Dienst, in dem neben wenigen europäischen Freiwilligen hauptsächlich Inder arbeiteten, Regierung und indische Nationalisten in einem Werk des Aufbaus zu vereinigen.

*BURJASOT, 8. MAI*

Am 28. April kamen wir abends spät in Barcelona an. Unsere schönen Wagen mit den Schweizerfahnen haben überall Aufsehen erregt. Oft meinten die Leute, es sei «das Rote Kreuz».

Wir blieben nur einen Tag in Barcelona. Aber schon am frühen Morgen erschienen Presseberichterstatter. In Spanien wird gleich alles publik. Wir müssen uns aber vor den Journalisten hüten und vor eventuellen falschen Deutungen des Sinnes unserer Hilfe. Mit dem Schlagwort «Solidaridad international», in dem Sinne, wie es hier nun verstanden wird, würde man uns nicht gerecht.

Endlich, am 30. April nachts, erreichten wir Valencia. Unterwegs war uns ein Zylinderdeckel gesprungen. Dank unserer tüchtigen Mechaniker und unseres Vorrates an Ersatzteilen konnten wir den Schaden in kurzer Zeit beheben.

Unsere Equipe besteht aus den Engländern John, einem erfahrenen Chauffeur, und David, der trotz seiner 22 Jahre auch schon ein gewandter Weltmann und Organisator ist. Er hatte vor unserer Ankunft in Valencia für uns gewisse Vorbereitungen

getroffen und erwartete uns vor der Einfahrt in die Stadt. Und dann wir Schweizer: Karl, unser erster Chauffeur und Techniker mit seiner jungen Frau Trudi, die unseren Haushalt besorgt; Ralph aus Aarau, der mehrere Sprachen und auch spanisch spricht, daneben guter Chauffeur und Kaufmann ist; Sepp aus Winterthur, das «gesetzte Alter» und doch voller Jugend, Chauffeur und langjähriger Inhaber einer Reparaturwerkstätte; Jakob aus Herisau und Irma aus Rorschach, die beide mehrere Jahre an der Schweizerschule in Barcelona unterrichteten und Sprache und Volk Spaniens kennen; Emil, Leo und Willy, Chauffeure und Mechaniker aus Zürich.

Von Valencia fuhren wir noch die letzten fünf Kilometer, um das malerische Burjasot zu erreichen. Wie lange wird es uns wohl Heimat bleiben? Wir sind dankbar, dass wir unser Quartier nicht in der Stadt aufschlagen mussten, die immer häufiger von Bombardierungen heimgesucht wird. Ein hübsches Haus nach südlicher Art, mit einem von einer hohen Mauer umgebenen Garten, in dem ein Springbrunnen plätschert und ein Zitronenbaum uns seinen Schatten spendet, war für uns bereit. Garage und Nebengebäude dienen uns als Magazin und Werkstatt. Noch fehlen die Möbel; aber das macht uns keine Sorgen; wir sind überzeugt, dass das Nötige schon beschafft werden kann. Zum Schlafen haben wir unsere mitgebrachten Feldbetten. Nach der Reise, die uns schon in recht viel Elend sehen liess, sind wir glücklich, ein Heim gefunden zu haben. Das gemeinsame Erleben und die bevorstehenden Aufgaben erfüllen uns ganz, und das Fehlen manch gewohnter Bequemlichkeit ist uns kein Verzicht.

## ERSTE ERFAHRUNGEN

BURJASOT, 24. MAI

Am 4. Mai sind wir zum erstenmal mit den vier Wagen nach Madrid gefahren. Wir führten die aus der Schweiz gebrachten Lebensmittel und Kleider mit. Es war eine herrliche Fahrt.

In Madrid wandten wir uns zunächst an die Schweizerische Gesandtschaft, wo man uns sehr herzlich empfing. Man sorgte für eine provisorische Unterkunft und wollte unbedingt, dass wir unser Standquartier im Schweizerklub aufschlügen. Aber wir zogen das Flüchtlingsdurchgangsheim («Refugio») der Calle Garcia de Paredes vor, von wo unsere Evakuationstransporte ausgehen. Dadurch bleiben wir äusserlich und innerlich in engerer Verbindung mit unserem Aufgabenkreis.

Machen wir einen Gang durch den weiten Hof und das Riesengebäude, ein ehemaliges Kloster, in dem täglich viele hundert, zu gewissen Zeiten sogar bis 4'500 Flüchtlinge aufgenommen worden sind. Es ist ein strahlender Nachmittag, der die Armen aus den Räumen ins Freie lockt. Die Kinder schauen uns vergnügt an, sie verstehen nicht, weshalb Eltern und Erwachsene so finster und traurig aussehen. Wohl haben auch sie geweint, als die Granaten und Bomben sie vom Spiel aufschreckten, und es war bitter, als ihnen die Mutter kein Brot geben konnte. Aber schnell vergessen dies die Kinder. – Auf Bänken ruhen Mütter mit Säuglingen, die meisten in schmutzige, abgetragene Kleider gehüllt. Grossväter und Grossmütter schütteln traurig den Kopf, dass sie in ihren alten Tagen noch aus ihren Heimatdörfern hatten fliehen müssen.

Täglich treffen neue Flüchtlinge ein. Sie werden gleich in ein Bad gesteckt und, wenn nötig und soweit möglich, mit frischen Kleidern versehen. Leider sind die Kleidergestelle beinahe leer, und wir haben mit unseren Kleiderballen grosse Freude bereitet; viele Menschen werden strahlen, wenn sie ihre Fetzen mit sauberen Schweizerkleidern vertauschen dürfen. –

Betreten wir den Speisesaal. Wegen der Geschirrnappheit können nicht alle zu gleicher Zeit essen, und so wartet ein Teil geduldig, wenn auch hungrig, bis die Teller wieder sauber gewaschen sind. Es ist ein trauriges Bild, wie diese Greise, Mütter und Kinder dicht zusammengedrängt ihre Suppe schlürfen. Wann und wo werden diese Menschen wieder ein eigenes Heim finden? – Den Hauptteil der Räume nehmen natürlich die Schlafstätten ein; teils Säle, teils Zimmer mit zwei bis fünf Betten, in welchen ganze Familien Unterkunft finden. Es überrascht, wie bei diesem grossen Wechsel und bei den herrschenden Umständen hier doch Sauberkeit herrscht. Es wird aber auch täglich überall gefegt und geputzt, ganze Säle werden desinfiziert, und wir begreifen den Stolz der verantwortlichen Personen, dass bisher noch keine ansteckende Krankheit ausgebrochen ist.

In einem besonderen Teil des Gebäudes sind die Kranken und Gebrechlichen untergebracht. Sorgenvolle und abgemagerte Gesichter starren uns an; viele alte Leute, die das Bett hüten müssen und eine Evakuationsreise nicht mehr aushalten würden. Für sie und für die Kinder ist auch die kondensierte Milch bestimmt, die wir mitbrachten.

Im Allgemeinen ist aber das Refugio nur ein Durchgangsheim, in dem die Flüchtlinge nur drei bis acht Tage bleiben sollen. Jeden Morgen drängt sich eine grosse Anzahl um die an diesem Tage abgehenden Evakuationswagen. Ihr ganzes Hab und Gut ist in ein Bündel gepackt.

Seit unserer Abreise aus der Schweiz ist nun ein voller, reicher Monat vergangen, und wir sind sehr gut eingelebt... und eingefahren. Nach den ersten Versuchsfahrten ist es uns seit zehn Tagen möglich, einen regelmässigen, fast fahrplanmässigen Evakuationsdienst zwischen Madrid und Valencia durchzuführen. Jeden Morgen fahren zwei Wagen von Madrid und zwei von Valencia ab. Fast immer ist es in den letzten Tagen

sogar möglich gewesen, am Brunnen von Olivares bei der Kreuzung gemeinsam zu rasten, eine einzige Gelegenheit, bei der jeweils sechs von uns gleichzeitig beieinander sind. Jeder hat seinen Fahrplan: drei Tage hintereinander Dienst und am vierten Ruhetag, abwechselnd in Valencia und in Madrid. Mit jeder Wagengruppe fahren stets drei Chauffeure. Für die Fahrzeit in beiden Richtungen müssen wir etwa zehn Stunden rechnen. Dieser Fahrplan klappt nur, weil an jeder Endstation einer von uns ständig die notwendigen Vorbereitungen trifft.

In Madrid arbeitet zunächst Irma. Jeden Tag besorgt sie die Reiseimbisse und die Benzingutscheine, welche sie an die uns zugewiesene Tankstelle bringt. Zur verabredeten Stunde findet sie sich auf der Gesandtschaft ein, um uns nötigenfalls telephonisch über das Schweizerkonsulat in Valencia dringende Dienstmeldungen zu geben. Tagsüber geht sie kreuz und quer durch Madrid Besuche machen.

In Valencia hat Jakob eine noch aufreibendere Arbeit, bis alles rechtzeitig geregelt ist: Gutscheine, Benzin tanken, Wagen schmieren, Ladung besorgen, Flüchtlinge in das richtige Refugio führen und viel anderes.

Solange wir keine Lebensmittel aus der Schweiz nach Madrid zu bringen haben, transportieren wir solche für das Landwirtschaftsministerium. Kürzlich mussten wir beispielsweise in ein Dorf in der Nähe von Valencia fahren, um Orangen, Zitronen, Reis und Zwiebeln zu laden, die von den Bauern den Flüchtlingen in Madrid geschenkt wurden. Bis heute haben wir insgesamt 900 Menschen evakuiert, davon über zwei Drittel Kinder.

Eine Frau, die mit ihren beiden Mädchen gestern in unserem Wagen fuhr, erzählte mir, dass sie in einem der am schwersten beschossenen Stadtteile wohnte. Rings um ihr Haus hatten Granaten eingeschlagen, doch erst jetzt, wo sie vor der Unmöglichkeit stand, ihre Kinder zu ernähren, entschloss sie sich schweren Herzens, Madrid zu verlassen. Ihr Mann befindet sich irgendwo auf der «anderen» Seite, und sie hat einmal,

durch Vermittlung des Internats. Roten Kreuzes erfahren, dass er lebt. Nun geht sie zu Verwandten in ein Dorf in Katalonien. Die Fahrt ist ihr sehr schlecht bekommen, da sie von Unterernährung und nervösen Herzstörungen sehr geschwächt war.

Ein Kind, das ich auf der Strasse einmal fragte, warum es denn nicht auch, wie so viele andere, in die herrlichen Kinderkolonien in der Levante gehen wolle, erklärte ruhig und bestimmt: Vater hat gesagt, dass wir in Madrid zu Hause sind und dass wir da leben und auch sterben wollen.

Immer wieder drückt der Wahnsinn dieses Krieges auf die Seele..., und da gibt es Menschen, die behaupten, dass das nicht nur ein Intermezzo, sondern ein immer wiederkehrendes Phänomen sei, das zur Entwicklung der Menschheit gehöre. Da haben wir ein wunderbares Land, reich gesegnet mit allen Schätzen der Natur, das aber in manchen Teilen noch wenig entwickelt ist, und einen gewaltigen Aufwand an Denkarbeit und Kraft benötigen würde, um Schulen, Spitäler, gesunde Wohnungen und Strassen zu bauen, Aufforstungen und Bewässerungen durchzuführen. Stattdessen widmet sich seit bald einem Jahr die beste Manneskraft der Vernichtung des bereits Vorhandenen.

Aus ihrer Arbeit in Madrid berichtet uns Irma:

«In Calatrava, einem ganz armen, von Bomben und Granaten heimgesuchten Viertel, sah ich in manch düstere Stube hinein, von wo man die Front, ja die Schützengräben ganz deutlich erkennen kann. Und trotzdem scheint sich das Leben selbstverständlich, fast normal abzuspielen. Fliegen die Geschosse nicht am frühen Morgen, dann weiss die Bevölkerung, dass bis mittags eine gewisse Sicherheit besteht. Fast alle Häuser sind beschädigt, die meisten ohne Fenster.

Ich taste mich durch eine düstere Treppe, klopfe an die Türe. Eine schwarzgekleidete Frau mit schmerzerfüllten Zügen öffnet. Nachdem ich gesagt habe, wer ich bin, führt sie mich mit einem freundlichen «Buenos dias» – eine leise Hoffnung er-

wacht wohl in ihrem Herzen – in einen Raum, wo ich Kinderstimmen höre. Das Zimmer ist ganz düster. Erst nachdem sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hat, erkennt man die Kinder und einzelne Möbelstücke. Vor kurzem kam die Nachricht, dass der Vater an der Front gefallen sei. Die vier Kinder, im Alter von sechs bis zwölf Jahren, schauen mich erstaunt aus durchsichtigen, kranken Gesichtern an. «Was habt ihr heute gefrühstückt?» «Heute eine Tasse Malzkaffee, oft aber gar nichts». Die Brotration ist so klein, dass sie für das Mittagessen gespart werden muss. Die Mutter bereitet das Mittagessen. Es besteht in einer Knoblauchsuppe mit Brot. Manchmal gibt's weisse Bohnen; Gemüse ganz selten, denn es ist teuer und muss dazu durch stundenlanges Warten erkaufte werden.

Welch' Problem bilden da die Kinder! Da die Schulen zum grössten Teil geschlossen sind, treiben sie sich auf den Strassen oder sitzen in düsteren Stuben herum mit ständigem Hunger. In einer Umgebung der Bitterkeit, des Elends und Hasses verbringen sie Monate, Jahre. Welche Seele muss da nicht vergiftet werden auf lange Zeit, vielleicht fürs ganze Leben. Ich erzähle der Mutter von dem gesunden Leben der evakuierten Kinder in den Kinderkolonien, da antwortet sie bitter, voller Misstrauen: «Den Mann habe ich nun verloren, von den Kindern werde ich mich nie trennen, wir wollen zusammen sterben.» Das Aufleuchten, die Freude, als ich ein Stück Seife, etwas Schokolade und eine Büchse Milch auspackte, lässt sich nicht in Worte fassen. Tränen rollten der Frau aus den Augen, vor Ergriffenheit konnte sie mir nur noch die Hand drücken. Die Kinder schauten ganz verwundert auf die Herrlichkeiten.

In einem andern Raume, der zugleich als Küche, Wohnstube und Schlafzimmer dient, wohnen acht Menschen. Ihre frühere Wohnung hat eine Granate zerstört. Der Vater kämpft an der Front. Vor kurzem ist hier ein neues grosses Leid eingezogen. Eines der Kinder hat auf der Strasse ein schönes Spielzeug gefunden, ein Laternchen, wie es der Mutter strahlend erzählte.

Die verkappte Handgranate platzte, schwer verwundet musste die Tante ins Krankenhaus gebracht werden; die sieben andern Familienangehörigen wurden leicht verletzt. Grossen Eindruck machte mir das innige Wesen der Mutter, das aller Schmerz nicht verbittern konnte. «Wir haben wenigstens noch Licht und Sonne»... und ich dachte: noch etwas anderes, das stärker ist als alle Not. Auch hier wird die kleine Gabe wie ein Wunder betrachtet: «Das also sendet uns die Schweiz, womit können wir danken?»

Ich betrete einen düsteren Keller raum. Die obern Stockwerke des Hauses sind von Granattreffern zerstört worden. Eine alte, kranke Frau jammert auf einem Lager an der Wand; in einer Ecke am Boden wird Feuer gemacht. Alte Möbelstücke dienen dazu. Im gleichen Raum liegen zwei blasse Kinder im Bett. Dies Bild ist der Inbegriff aller Trostlosigkeit. Und trotzdem wollen die Menschen von Evakuierung nichts wissen. Solange der Mann an der Front kämpft, kann die Familie nicht gezwungen werden, Madrid zu verlassen. Und dieser ganzen Not steht man machtlos gegenüber. Immer hört man dasselbe: «Hier habe ich wenigstens einen Raum, der mir gehört, Freunde, die mir hin und wieder etwas geben. In einem unbekanntem Dorfe erwartet mich vielleicht noch grösseres Elend.»

Eine andere Mutter berichtet von ihren schmerzlichen Erlebnissen. Ihr Mann wurde zu Beginn der Revolution festgenommen. Einige Monate später gebar sie das dritte Kind. Ihre Lage ist besonders bedrängt, da sie Angst hat, sich an öffentliche Fürsorgestellen zu wenden. Wir geben ihr seither wöchentlich zwei Büchsen Kondensmilch.

Im Zentrum dieses armen Viertels Calatrava steht noch immer die Fliederschule. Täglich versammeln sich hier etwa 300 Kinder. Sie wissen nicht, was solche Stunden des Friedens, wo sie dem Anblick von Not und Sorge ganz enthoben sind, für ihr späteres Leben bedeuten. In allen Klassen frage ich: «Bei wem haben schon Granaten eingeschlagen?» Viele Hände gehen in die Höhe. «Was habt ihr heute gefrühstückt?» Manche nichts,

andere Malzkaffee. «Wer will mit unseren Autos dorthin fahren, wo's genug zu essen gibt?» Niemand.

Wir entschlossen uns, zweimal wöchentlich diesen Kindern einen Becher voll warmer Ovomaltine zu geben. Das sind Festtage für die Kinder. Der Ausschank erfolgt im Schulgarten, im Schatten der Bäume. Klasse um Klasse erscheint strahlend vor den grossen Kesseln, jedes Kind mit seinem Becher. In 20 Minuten ist die Verteilung zu Ende, die Freude aber erfüllt den ganzen Tag.»

Die Entsendung weiterer, grosser Mengen Lebensmittel für Madrid ist dringend. Natürlich fehlt es auch an anderen Orten vielfach am notwendigsten, vor allem da, wo sich grosse Flüchtlingsmassen ansammeln oder aus verkehrstechnischen Gründen die Versorgung hapert. Besonders mangelt es überall an Milch und Seife.

Sind auch die Transporte unsere Hauptaufgabe, so beschäftigt uns doch die Frage der Lebensmittelverteilung immer mehr.

Nachdem durch die Presse unsere Aktion bekanntgeworden ist, melden sich von allen Seiten Hilfesuchende. Zum Glück haben wir eine kleine Reserve zurückbehalten, die nun zur Verteilung an besonders schlimme Notfälle gelangt. Solche Einzelverteilungen wären aber in grösserem Rahmen nicht durchführbar. Aus vielen Gesprächen mit einzelnen Leuten, vor allem aber mit Herrn Pfarrer Fliedner und mit den Vertretern des Internat. Roten Kreuzes, haben wir die Überzeugung erhalten, dass es sehr viele Leute in Madrid gibt, die hungern und die noch durch keine Hilfsorganisation erfasst werden. Auch haben wir den Eindruck gewonnen, dass es gut wäre, wenn ausländische Organisationen eigene regelmässige Lebensmittelausgaben und Kantinen organisieren würden.

Nun hat sich aus unseren verschiedenen Studien ein Projekt ergeben, das nicht nur einem dringenden Bedürfnis entspricht, sondern auch in den Rahmen unserer Hilfsaktion passen würde: Die Eröffnung einer Kantine für schwangere Frauen und stillende Mütter und ihre Kinder.

Eine erste solche Kantine wurde kürzlich durch das französische Spital gegründet. Wir besuchten sie und erhielten davon einen ausgezeichneten Eindruck. Wir vernahmen, dass für einige der Frauen diese Mahlzeit die einzige ist, und dass viele einen sehr weiten Weg aus entfernten Stadtteilen zurücklegen, um hier zu essen. – Die Not dieser Menschen und dies schöne Werk, von feinem Geist getragen, beeindruckten uns tief. Die Frage stieg in uns auf: wäre es nicht möglich, in einem anderen Quartier eine Schweizerkantine zu eröffnen? Könnte man sich eine idealere Verwertung unserer Gaben denken, und könnte man hier besser zur Rettung der kommenden Generation beitragen? Alle Gesichtspunkte, die wir bei unserer Hilfsarbeit einzuhalten suchen, könnten dabei berücksichtigt werden: die Hilfe muss den Bedürftigsten zukommen, sie muss eine regelmässige, dauernde sein, und sie soll unserer direkten Kontrolle unterstehen. – Ich lege ausführliche Angaben über die technischen Voraussetzungen für die Einrichtung einer solchen Kantine und die für ihren Betrieb notwendigen Lebensmittelmengen bei und bitte unser Komitee in der Schweiz dringend, zu unserem Vorschlag so rasch wie möglich Stellung zu nehmen.

30. MAI

Obschon wir seit zwei Wochen den regelmässigen Pendelverkehr durchführen und meinten, dass wir viele Erfahrungen gemacht hätten, tritt fast jeden Tag etwas Unvorhergesehenes ein. Leider ist es uns nicht mehr möglich, schon am Abend die Wagen zu laden und Benzin zu fassen; wir müssen es nun morgens tun, und das bedeutet immer einen Kampf mit den siebenschläfigen Spaniern. Oft müssen wir die verschiedenen «Responsables» (die leider oft sehr wenig «responsabilidad» an den Tag legen) aus dem Bett holen. So kommt es, dass – trotzdem wir um halb sechs Uhr aufstehen –, die Wagen kaum vor 9 Uhr von Valencia fortkommen. Sie treffen daher meistens erst nach 19 Uhr in Madrid ein, wo oft ein entsprechender

Kampf losgeht, bis wir unsere Kartoffeln oder Zwiebeln wieder am richtigen Ort abgeladen haben. Am Abend – so auch jetzt währenddem ich schreibe – erwarten wir immer mit Spannung, manchmal mit Bangen, die Ankunft der Wagen. Gestern und vorgestern ist allerhand Unvorhergesehenes passiert, erst Zeitverlust mit Radwechsel, dann Samariterdienst am Wege.

Einer der Gründe, warum in Spanien die Transportfrage so kritisch ist, ist der, dass die meisten spanischen Wagen schlecht behandelt werden (wie die armen Maulesel) und dass oft von unqualifizierten Leuten unsinnig gefahren wird. Es vergeht kein Tag, an dem wir auf unseren Fahrten nicht direkte oder indirekte Zeugen von mindestens zwei bis drei, manchmal sechs Verkehrsunfällen sind. Vorgestern lag ein grosser, hochbeladener Camion, auf dem noch ein halbes Dutzend Leute gesessen waren, auf dem Rücken in einem Graben. Unsere beiden nach Madrid fahrenden Wagen kamen gerade dazu, und unsere Tragbahnen und die Reiseapotheke leisteten gute Dienste. Erst um 23 Uhr kamen unsere Freunde im Refugio an, nachdem sie die Kartoffelsäcke noch selbst hatten abladen müssen.

In Valencia fahren die Wagen immer direkt zum Hauptbahnhof, wo die stets offene Flüchtlingshilfsstelle angibt, in welches der verschiedenen Refugi der Stadt, mit denen sie in Verbindung steht, die ankommenden Evakuierten gebracht werden müssen. Am einfachsten geht es, wenn wir einen reinen Kindertransport bringen, der am folgenden Tage mit den begleitenden Lehrern geschlossen an seinen Bestimmungsort weiterfährt. Führen wir aber Familien, von welchen jede an einen andern Ort weiterreist, dann gibt es am Bahnhof immer ein langes Hin und Her, bis die Leute, die mit dem Nachtzug weiterfahren wollen, ausgestiegen sind und ihre verschiedenen Bündel und Pakete bei einander haben. – Gestern abend wurde es wieder sehr spät, bis unsere Chauffeure die Frauen und Kinder in den entsprechenden Refugi abgeben konnten. Der «Responsable» war nicht gerade da, und die Untergeordneten, also «Nicht-responsables», konnten

nichts machen. Das sind so Kleinigkeiten, die man mit einem Lächeln auf sich nehmen muss. Wenn man aber an Ordnung und Disziplin gewöhnt ist, bedeutet das oft eine Nervenprobe. – Wir hoffen aber, bei den Behörden noch allerlei zu erreichen; denn wir wissen, dass man unseren Dienst sehr hoch einschätzt. Und dabei ist er nichts anderes, als das Resultat der Zusammenarbeit einiger Menschen guten Willens. Deren gibt es überall, auch in Spanien.

Letzte Woche hatten wir die Freude, von Mrs. Small und Frl. Dr. Pictet von der Internat. Kinderhilfe besucht zu werden. Beide Damen reisten auch nach Madrid und zurück mit unseren Wagen. Sie haben uns einige wertvolle Anregungen für die Verbesserung unseres Dienstes gemacht, und ihre Unterredungen mit den Behörden führten zur Klärung einiger Fragen. Von der Internat. Kinderhilfe ist nun eine Sendung kondensierter Milch angekommen, welche wir nach Madrid bringen werden, wo wir vorläufig die Verwaltung und Verteilung übernehmen sollen.

Unsere Wagen bewähren sich glänzend. Jeden Tag machen sie ihre 380 km. In den letzten vier Nächten haben Sepp und Leo nun jeden der Reihe nach einer ersten kleinen Revision unterzogen, ohne dass dadurch der regelmässige Dienst unterbrochen werden musste. Abgesehen von Kleinigkeiten war alles in Ordnung. Auf der Fahrt selber gab es ebenfalls keine nennenswerten Störungen. Äusserlich haben aber die Wagen schon den Glanz ihrer Jugend verloren, hauptsächlich durch die Schuld der lieben Mitbenützer der Strasse. Unsere Zürcher Chauffeure jammern, dass ihnen unberechenbare vierbeinige Esel und unverantwortliche zweibeinige in die Quere kommen. Sie wünschen alle diese Esel zum Kuckuck, den zweibeinigen dazu noch einen einmonatigen Gratisaufenthalt mit Auto in der Schweiz; aus den dabei eingehenden verkehrspolizeilichen Bussen würde man unseren Evakuationsdienst finanzieren können!

Das schönste an unserer Arbeit ist immer wieder die Er-

fahrung, dass sie wirklich ein Gemeinschaftswerk ist. Wie schön ist jeden Abend der Moment, wo wir von draussen das vertraute Brummen unserer Motoren vernehmen und hinauslaufen, um die eben ankommenden Kameraden zu begrüßen und auszufragen: Wie verlief die Fahrt? Wie geht es in Madrid oben? Wieviele Kinder habt ihr heute evakuiert?... Und wenn, wie gestern abend, Jakob ziemlich abgehetzt aus der Stadt zurückkehrt, wo er nach langem Suchen in Autobestandteil- und Abbruchgeschäften schliesslich einen gewünschten Ersatzteil gefunden hat, dann stösst Sepp, unser Chefmechaniker, der seine 50 Jahre bereits hinter sich hat, einen echten Schweizer Juchzer aus und macht mitten im Zimmer einen Handstand.

Wir sind dankbar, denn wir wissen, dass wir nicht nur aus eigener Kraft arbeiten, und dass das Gelingen nicht unser ist. Wir danken den vielen Freunden und Angehörigen daheim und anderswo, die uns auf vielerlei Art in unserer Arbeit helfen.

P. S. Es geht uns allen ausgezeichnet.

## SCHWIERIGKEITEN

3. JUNI

Unser Dienst verlief bisher so gut und fast reibungslos, dass wir leicht hätten übermütig werden können. Doch nun hat sich bereits etwas ereignet, was wir als eine Warnung auffassen müssen und auch so auffassen. Montag, der 31. Mai, war ein unglückseliger Tag, an dem zwei unserer Wagen verunglückten, wovon der eine sehr schwer.

Etwa 70 km vor Valencia hatte der «PESTALOZZI», der mit Frauen und Kindern von Madrid kam und von David geführt wurde, einen Zusammenstoss. Auf der rechten Strassenseite stand ein grosser Camion, an dem David vorschriftsmässig vorbeifahren wollte, als von hinten mit grosser Geschwindigkeit ein Militärcamion ganz vorschriftswidrig gleichzeitig den stillstehenden Camion und unseren Wagen überholen wollte und daher diesen anfuhr. Der Kasten des Militärcamions wurde stark demoliert, wogegen der unsrige, der sehr stark gebaut ist, standhielt und nur geringe Beschädigungen aufwies. Drei Personen wurden leicht verletzt. David hat die Leute sofort verbunden und im nächsten Dorf zur Sicherheit noch ärztlich untersuchen lassen. – Ich erwartete den Wagen voller Sorge am Bahnhof in Valencia. Wir waren alle von diesem Unfall sehr beeindruckt. Er hat drastisch die Richtigkeit unserer Maxime bewiesen, dass wir so fahren müssen, als ob alle übrigen Benutzer der Landstrasse, denen wir begegnen, keine Verkehrsregeln kennen würden.

Und dann kam spät nachts ein telephonischer Anruf von Ralph aus Valencia, wohin ihn ein Privatauto zurückgenommen hatte, nachdem er am Morgen mit zwei anderen Kameraden mit dem «DUNANT» und dem «NANSEN» nach Madrid gefahren war. Er berichtete, dass der «DUNANT» verunglückt sei. In Utiel wurden von den vielen Personen, die dort um Erlaubnis zur Mitfahrt gebeten hatten, drei mitgenommen. Drei Männer, die ihre evakuierten Familien besucht hatten und nun wieder nach



Madrid zurückkehren wollten. Auf absolut gerader Strecke, auf der weit und breit kein Wagen zu sehen war, streifte nun der «DUNANT», bei einer Geschwindigkeit von 70 km, hintereinander drei der grossen Alleebäume. Von dem heftigen Zusammenprall wurde die rechte Wagenflanke aufgerissen; und da auch das Bremsgestänge verklemmt wurde, konnte der Wagen nicht angehalten werden und rollte noch 400 Meter weiter. In einigen Abständen wurden die drei unglücklichen Mitfahrer hinausgeschleudert, mitsamt einem Teil der Kartoffelsäcke und Karrosserieteile. Motor und Führersitz blieben intakt, ebenso die Insassen des letzteren. Als Ralph, der als Reservechauffeur im zweiten Wagen fuhr, eine Minute später an der Unglücksstelle hielt und sich der Verunglückten annahm, fand er einen Toten und einen Verletzten. Der dritte war mit dem Schrecken davongekommen. Ralph fuhr mit dem Verletzten sofort in einem vorbeikommenden Personenwagen ins Spital nach Valverde, während sich die beiden anderen Kameraden des Toten annahmen und die weitverstreuten Karrosserietrümmern zu sammeln begannen. Bauern, die nebenan auf einem Felde arbeiteten, halfen dabei und holten auch aus Hontecillas den Juez (Richter) und den Gemeindegemeindeführer herbei. Es wurde ein Protokoll aufgenommen. Ralph regelte die Dinge aufs Bestmögliche, worauf der zweite Wagen nach Madrid weiterfuhr. Willy blieb beim Wagen, und Ralph kehrte nach Valencia zurück.

Am Dienstag in aller Frühe fuhr der kursmässige Wagen leer zur Unfallstelle und nahm Sepp, unseren besten Mechaniker, mit. Ich selbst verschaffte mir einen Personenwagen und fuhr mit Ralph zur Unfallstelle. Inzwischen waren die Kartoffeln bereits auf den leeren Wagen umgeladen worden und nach Madrid weitergefahren. Willy und Sepp waren daran, den «DUNANT» soweit instandzustellen, dass er die Rückreise nach Valencia antreten konnte. Ralph und ich fuhren zuerst nach Valverde weiter, um uns nach dem Verwundeten zu erkundigen. Wir erfuhren, dass er bereits nach Madrid weitergefahren sei.

Er war mit dem Schrecken und einer leichten Schürfung davon-  
gekommen. Dann kehrten wir nach Hontecillas zurück. Der  
Arzt, der die Autopsie des Toten vornehmen sollte und den  
Ralph am Montag schon bestellt hatte, war nicht erschienen.  
Wir beschlossen, ihn mit unserem Wagen in Valverde selbst  
zu holen. Er schien keine grosse Lust zu haben. Später erfuhren wir  
den Grund: von über 200 Autopsien, die er vorgenommen hatte  
waren ihm bisher bloss 5 bezahlt worden. Er kam schliesslich mit  
und mit ihm noch ein weiterer «Arzt». Im Friedhof von Hontecillas,  
einem armseligen, von einer Mauer umschlossenen und  
von Gestrüpp hoch überwucherten Geviert, war der Tote auf  
unserer Bahre aufgebahrt worden. In unserer und der Gemeinde-  
behörden Anwesenheit wurde die Autopsie vorgenommen. Es  
war schon Abend, als die traurige Szene zu Ende war und der  
Tote beerdigt wurde. Der Unfallwagen war inzwischen nach Va-  
lencia abgefahren. Es war für uns zu spät, um noch die Angehö-  
rigen des Verunglückten in Utiel aufzusuchen, doch werde ich  
das in den nächsten Tagen machen; denn wir fühlen uns ver-  
pflichtet, hier nach dem Rechten zu sehen.

Gestern habe ich mit den hiesigen Behörden die Sache be-  
sprochen. Das Ministerium für soziale Fürsorge hat erklärt, alle  
etwaigen Verpflichtungen zu tragen. Im übrigen betrachtet man  
den Unglücksfall als erledigt. Solche Ereignisse stehen hier auf  
der Tagesordnung, – das Menschenleben wird nicht so hoch  
gewertet wie bei uns. Es ist für uns ein beklemmendes Gefühl,  
dass diese Tatsache uns begünstigt.

Die Ursache des Unglücks sehen wir im Zusammentreffen ver-  
schiedener Umstände, wobei der wichtigste die grosse Hitze zu  
sein scheint, welche vorübergehend eine einschläfernde Wirkung  
gehabt hat. Dazu kam eine starke Blendwirkung der grellen  
Sonne auf der geraden Strasse mit dem Wechselspiel von Licht  
und Schatten der Bäume. Von Bedeutung war auch, dass am Mor-  
gen des betreffenden Tages die Abfahrt von Valencia sehr spät er-  
folgte, da die Arbeiter, die die Kartoffeln hätten laden sollen, nur

teilweise und verspätet erschienen waren, so dass unsere Leute – um die Abreise zu beschleunigen – selbst und bei ziemlicher Hitze den Hauptteil der Säcke luden und daher schon bei der Abfahrt etwas schlapp waren. (Der Grund des Nichterscheinens der Arbeiter war der nächtliche Fliegeralarm, der sie nicht hatte schlafen lassen). Es scheint auch, dass Willy, entgegen unseren strengen Vorschriften, am Morgen etwas Wein getrunken hatte.

Diese Unglücksfälle haben uns unsere grosse Verantwortung erneut zum Bewusstsein gebracht. Sie werden nicht nur zu einer äusserlichen Verbesserung unseres Dienstes beitragen, sondern haben auch innerlich eine tiefe und sicherlich nachhaltige Wirkung gehabt. Wir werden binnen Kurzem den bereits seit einiger Zeit in Betracht gezogenen Nachtdienst versuchsweise einführen (Abreise in Valencia und Madrid am späteren Nachmittag, Ankunft 2 Uhr oder 3 Uhr morgens). Diese Regelung ist auch für die Flüchtlinge, die wir führen, besser, da auch für sie die Hitze tagsüber allmählich zu gross wird. Ferner werden wir einen zusätzlichen Ruhetag einschalten.

Ich habe diesen Bericht absichtlich etwas ausführlich gehalten; denn es liegt uns sehr daran, dass unsere Freunde in der Ferne, die unsere Arbeit mittragen, auch über die Schwierigkeiten genau orientiert sind. Nur so bleiben wir auf dem Boden der Realität.

Gestern abend mit dem Nachtzug haben uns Karl und Trudi verlassen. Die drei letzten Tage waren für Karl ganz besonders schwer gewesen: erst die Havarie an «seinem» Wagen, dem «PESTALOZZI», und dann der schwere Unglücksfall. So fiel ihm die Heimreise nicht leicht; war er doch voller Begeisterung und voller Pläne gewesen, wie er in der Schweiz für die Hilfsaktion werben wollte. Nun schien ihm alles nicht mehr möglich zu sein. Doch der gestrige intensive und reiche Arbeitstag (bis unmittelbar vor seiner Abreise), wo alle sich ganz einsetzten, damit unser Dienst möglichst bald wieder in vollen und normalen Gang kommt, hat ihn und uns wieder ermutigt und allen so

recht zum Bewusstsein gebracht, dass unsere Arbeit nicht die Summe der Leistungen der Einzelnen von uns ist, sondern das Produkt aus dem guten Willen aller. Doch vor dem Ganzen steht noch – um in der mathematischen Sprache fortzufahren – ein variabler Koeffizient, über den wir keine Macht haben.

Kürzlich besuchten wir die Kinderkolonie in Masarechos (fünf Kilometer von hier entfernt). Auch sie befindet sich in einem der feudalen Landsitze, deren es in dieser Gegend zahllose gibt. Die Gebäude liegen schlossartig auf einem Hügel, inmitten von Orangenhainen, Parkanlagen und kunstvollen Gartenarchitekturen. Sogar ein grosses Schwimmbad gibts im Garten.

Wir kamen unerwartet an und fanden die ganze Schulgemeinde (ich kenne den Wert dieses Wortes und wende es in diesem Fall mit seinem vollen Gehalt an) im Schatten einiger Bäume versammelt. Im Kreise sassen die 62 Knaben und Mädchen beieinander, bei Gesang und Volkstanz. Es war besonders fein zu sehen, wie die grösseren Knaben, die bei solchen Gelegenheiten sich gerne rüpelhaft benehmen oder abseits halten, ganz mitmachten. Wir schauten eine Zeitlang unbemerkt zu und blieben dann noch ein paar Stunden in dieser grossen und gesunden Familie.

Noch mehr erstaunt waren wir, zu sehen, dass in diesem Herrschaftssitz, der mit viel Luxus und Aufwand an Zerbrechlichem und Beschmutzbarem eingerichtet ist, alles unangetastet geblieben ist. Nur ein paar grosse Säle sind ausgeräumt worden, damit darin in sauberer Ordnung die Kinderbetten untergebracht werden konnten. Im grossen Speisesaal war bereits gedeckt, mit Tischtüchern, Servietten und Untertellern. Ausser den drei älteren Lehrerinnen, von denen die eine, die Leiterin, ein besonders fähiger Mensch ist, gibt es im Haus nur drei Angestellte. Die leichten Hausarbeiten werden von den Kindern besorgt.

Überrascht waren wir auch, im Garten keine zertretenen Beete oder geknickten Blumen zu sehen. Aber wir erfuhren und merkten, dass dies das Resultat einer mehrmonatigen, geduldi-

gen und liebevollen Erziehung ist; denn die Kinder, die alle aus Madrid stammen, zum Teil aus den ärmsten Vierteln, wo sie meistens auf der Strasse lebten, oft ohne die Schule zu besuchen, sind vielfach stark verwahrlost angekommen. Wir waren erfreut, ein solch erfolgreiches Stück Erziehung zur Verantwortung und Achtung vor fremdem Eigentum zu sehen – ein Stück Aufbau in der Zerstörung und Not. – Die Kinder, die in der öden Umgebung von Madrid wohl kaum je einen Garten gesehen, geschweige denn darin gearbeitet haben, sind zu Gemüsebau und Blumenpflege angeleitet worden. Ich fragte einige, ob es ihnen hier gefalle? Da hiess es immer: «Ja, aber am liebsten wären wir doch in Madrid», trotz Bombengefahr und Not.

9./10. JUNI

Nun haben wir mit unserem Nachtdienst begonnen. Ich fuhr am Sonntag nach Madrid, um die erste Fahrt mitzumachen. Die Erfahrungen sind natürlich noch nicht entscheidend; wir warten bis Ende dieser Woche ab, bis alle Kameraden einmal die Fahrt gemacht haben.

Wir verliessen Madrid um 16 Uhr und trafen schon um 2 Uhr in Valencia ein. Die erste Fahrt verlief sehr gut. Nach Einbrechen der Dunkelheit war fast kein Verkehr mehr auf der Strasse; vor allem in den Dörfern war die Durchfahrt leichter. Die Motoren «zogen» in der kühlen Nachtluft viel besser als in der Tageshitze. In Valencia konnten wir schon 10 Minuten nach der Ankunft bei der Flüchtlingshilfsstelle in das nächste «Refugio» fahren, um unsere kostbare Fracht abzugeben. Dann fuhren wir nach Burjasot hinaus, wo uns sorgliche Hände ein gutes Mahl bereitgestellt hatten. Vor Morgengrauen weckte uns aber schon wieder ein Fliegeralarm. Es ist bitter, Flüchtlinge aus dem schwer heimgesuchten Madrid hierher zu führen und ihnen einen solchen Empfang zu bereiten. Glücklicherweise fahren sie aber jeweils am folgenden Tage in kleinere von Fliegerangriffen bisher verschonte Provinzorte weiter.

Mittlerweile, bis unsere neue Hausmutter eintrifft, führen wir unsern Haushalt allein weiter. Den «Putztüfel» werden wir dabei allerdings kaum ins Haus lassen. Dolores, die treue Nachbarin, die schon immer die Kommissionen im Dorf besorgte, hilft uns ein wenig. Auch eine Wäscherin kommt regelmässig. Wir wollen sehen, was unsere Kameraden zu Jakobs und meiner Kocherei sagen werden. Auf alle Fälle hat die Wissenschaft in der Küche ihren Einzug gehalten; zuerst im Kampf gegen die Ameisenplage: zunächst habe ich ein «Patent angemeldet», indem ich ein Brett im Küchenschrank an Schnüren aufhängte. Doch die intelligenten Tierchen haben im Nu den Weg der Schnur entlang zu den Süssigkeiten gefunden. Dann kam Jakobs Patent: Isolation mit Wasser (übrigens nur eine sinnvolle Anwendung der mittelalterlichen Burggräben!). Trotzdem fanden die Ameisen den Weg in den Schlosshof. Neue Verbesserung der Verteidigung. Erwartungsvoll war heute in aller Frühe mein erster Gang zum Küchenschrank – um zu entdecken, dass der Schlosshof wieder gestürmt worden ist! Vielleicht wird eine tüchtige Schlossherrin mehr ausrichten in der Verteidigung als Festungsbaulehrte! – Eine andere Plage bilden, besonders nachts, Mücken und Fliegen. Wir werden versuchen, für uns Moskitonetze zu beschaffen.

Wir warten sehnsüchtig auf die neue Zivildienstschwester.

In der Nacht vom vergangenen Montag auf den Dienstag erfolgte eine der mörderischsten Beschiessungen von Madrid, eine Beschiessung, die, wie alle bisherigen in Madrid, kein militärisches Ziel verfolgt, sondern planlos auf die bevölkerte Stadt gerichtet war. Gestern erfuhren wir von einem der Kameraden vom englischen Evakuationsdienst (der übrigens seit einiger Zeit, mit neuen Wagen, sehr gut funktioniert), der am Dienstag einen Wagen Kinder nach Valencia fuhr, dass sich statt der erwarteten 42 nur 37 bei der Abfahrtsstelle einstellten. Nachforschung ergab, dass von den fehlenden fünf Geschwistern drei in

jener Nacht getötet und zwei verletzt worden waren. Es ist traurig, durch solche Geschehnisse unsere Arbeit gerechtfertigt zu sehen. Und trotzdem geht die Evakuierung von Madrid immer noch recht zögernd vor sich.

Der «DUNANT» ist noch nicht wieder fahrbereit. Holz und Eisenteile sind in Arbeit, doch warten wir auf das Eintreffen von zwei Ersatzteilen, welche in Barcelona bestellt worden sind. Mittlerweile fahren wir mit den drei übrigen Wagen, wobei die zusätzlichen Ruhetage sehr willkommen sind.

22. JUNI

Wir freuten uns, zu hören, dass nun doch die Hospitalisierung von Spanienkindern aus dem Baskenland in der Schweiz zustande kommt. Wie schön wäre es, wenn auch von dieser Seite Kinder gesandt werden könnten! Oft werden wir von Leuten gefragt, ob wir mit Kindern in die Schweiz fahren, da sie uns gerne die ihrigen anvertrauen möchten. Da leider anzunehmen ist, dass die Hilfsaktionen für die Opfer dieses internationalen Bürgerkrieges noch lange Zeit nötig sein werden, und andererseits zu hoffen ist, dass nun das Gewissen immer weiterer Kreise erwacht und an Stelle der politischen Streitigkeiten die menschliche Verantwortung und Verbundenheit tritt, so werden hoffentlich auch in der Schweiz noch weitere und bedeutende Mittel für diese Hilfe fließen.

Es tat uns natürlich sehr leid, aus der Schweiz zu erfahren, dass das Projekt der Madrider Kantine nicht oder noch nicht verwirklicht werden kann. Doch auch wir sind der Meinung, dass man an eine solche Aufgabe nur herantreten darf, wenn Gewähr besteht, dass sie auch weitergeführt werden kann. Wir haben es hier in gewissem Sinne viel leichter als in der Schweiz. Die Aufgaben und Möglichkeiten drängen sich von allen Seiten heran, und der lebendige Kontakt mit den Menschen, denen man helfen möchte, reisst uns mit und macht uns zum Wagnis bereit – sicher nicht zum unüberlegten, aber zum vertrauenden.

Seit zwei Wochen haben wir nun den Sonntag als Fahrtag ausgeschaltet und richten es möglichst so ein, dass alle Kameraden an diesem Tage in Burjasot sind. Das ist wirklich segensreich, physisch und psychisch. Es ist doch nicht das gleiche, wenn alle feiern, als wenn jeder alle drei Tage einen Ruhetag hat, neben ihm aber der Werktag weitergeht. Wir hatten zu Beginn gedacht, dass der Krieg Tag und Nacht die Menschen heimsucht und dass kein Tag zu heilig ist, um Kinder zu retten.

Auch wurde die Geschwindigkeit bei Fahrten mit Flüchtlingen etwas herabgesetzt, wodurch allerdings die Reise nicht mehr neun, sondern elf Stunden dauert. Es hat sich gezeigt, dass trotz vorsichtigem Fahren die zahlreichen Kurven und Erdwellen die Reisenden oft sehr ermüden. So alte Mütterli von 82 oder gar 88 Jahren, wie wir sie nicht selten haben, tun einem wirklich leid, dass sie in ihren alten Tagen noch solche Reisen unternehmen müssen. Ich bin aber auch immer wieder erstaunt, wenn ich zeitweise bei den Leuten hinten im Wagen sitze, wie zufrieden und ergeben sie alles hinnehmen. Und wenn man dann ins Vertrauen und ins Gespräch kommend die vielen Leidensgeschichten hört, von Kindern, die nicht wissen, wo ihre Eltern sind, von Familien, die mehrmals schon haben fliehen müssen und die nun wieder, ohne jegliche Habseligkeiten, einem ungewissen Schicksal entgegengehen, dann wird man ehrfürchtig vor einem Volk, das solche Leidenskraft hat, aber auch fassungslos vor der Tatsache, dass gerade aus diesem Volk auch die Menschen hervorgehen, die ihm solche masslose Leiden bereiten. Vielleicht gehört das zusammen.

Leider wird uns demnächst unser englischer Freund John verlassen. Von den Erfahrungen unserer gewöhnlichen Zivildienste ausgehend und besonders im Hinblick auf die Fühlungnahme mit dem englischen Evakuationsdienst hatte ich grössten Wert auf seine Teilnahme gelegt, dabei aber zu wenig bedacht, dass in diesem Dienst, wo der einzelne Teilnehmer viel stärker belastet ist, es auf die Dauer kaum tragbar ist, wenn er sich mit

seinen Kameraden kaum verständigen kann. Wir haben die Sache zusammen besprochen, und ich schlug John vor, in den englischen Evakuationsdienst überzutreten, wo er schon gute Freunde hat und wo gerade ein Chauffeur fehlte. So können wir den Engländern einen Dienst erweisen und erhalten durch John, der trotz Sprachschwierigkeiten auch zu uns ein herzliches Verhältnis hat, eine engere Verbindung mit ihnen.

30. JUNI

Dieser Tage haben wir wieder so viele Briefe und Berichte aus der Schweiz, aus England, aus Norwegen erhalten, von Freunden, die uns von den grossen Anstrengungen und Fortschritten erzählen, die vielerorts gemacht werden in der «Etappenarbeit» für die Spanienkinderhilfe. Das ermutigt uns und erhöht unsere Verantwortung. Es beschämt uns aber, dass viele denken, wir leisteten etwas ganz Besonderes. Dabei geht es uns so gut, und wir sind keiner der Nöte und Gefahren ausgesetzt, unter denen die Menschen, denen wir helfen wollen, leiden. Auch dürfen wir, und das zählt am meisten, wirklich aufbauende Arbeit tun, in einer Zeit, wo ein gewaltiger Prozentsatz menschlicher Kraft und menschlichen Denkens auf Zerstörung oder Vorbereitung zur Zerstörung gerichtet ist.

## NEUE AUFGABEN

22. JUNI

Es kommt nun immer häufiger vor, dass wir durchreisende Vertreter ausländischer Hilfsorganisationen, die in Valencia keine Unterkunft finden können, zu Gäste haben. Sie beneiden uns um unser eigenes Heim, wenn es auch recht primitiv ist. Wir hoffen, dass sich aus diesen persönlichen Kontakten eine immer bessere Zusammenarbeit entwickeln wird.

Dieser Tage besuchte ich mit Frl. Dr. Pictet und Mr. Park Alicante und Murcia. Unsere Reise war sehr schön, innerlich und äusserlich erfolgreich. Wir kamen dabei auch auf den Gedanken, dass sich alle Vertreter ausländischer Hilfsorganisationen gemeinsam von Zeit zu Zeit zu Gedanken- und Erfahrungsaustausch treffen sollten.

Unsere Fahrt ging zunächst durch das gleiche Gebiet, das ich bereits im Januar besuchte. Aber auf den Reisfeldern der Albufera stecken nun nicht mehr die letzt jährigen Stoppeln aus dem graubraunen Schlamm, sondern überall grünt es und verheisst neue Ernte. In anderen Gegenden ist die erste Kartoffelernte schon beendet, die zweite Frucht im Wachsen. Die Kornfelder sind leer und die grossen Dreschplätze vor allen Dörfern liegen voller Korn und Spreu. An endlosen Orangenhainen ging es vorbei, wo bereits die jetzt noch kleinen, grünen Früchte der Weihnachtseme hängen.

Unterwegs begegneten wir einem grossen nagelneuen Camion amerikanischer Marke, der steckengeblieben war und unseren kleinen «Balilla» um Hilfe ersuchte.

Ein typisches Bild: Fünf Mann fahren auf dem grossen Wagen, und keiner weiss sich zu helfen; der Chauffeur, der ihn heute erstmals führt, weiss nicht einmal, wo sich das Werkzeug befindet. Und morgen schon fährt vielleicht ein anderer diesen Wagen. Kein Wunder, wenn so viel bestes Material zugrunde gerichtet wird. – Während unser Chauffeur den grossen Wagen

wieder in Gang brachte, kamen wir mit den Männern ins Gespräch. Sie stammten aus den verschiedensten Provinzen. Einer war ein Baske, ein sympathischer, intelligenter Mensch, der schmerz erfüllt von den Leiden seiner Heimat erzählte. Sie alle verabscheuen den Krieg und finden ihn sinnlos, und doch haben sie mitgemacht. Da wurde erzählt, wie manchmal des Abends aus einem Schützengraben eine Stimme ruft: «Hallo, ist einer aus dem Dorfe X bei euch drüben? » Darauf vielleicht aus dem gegnerischen-Schützengraben die Antwort ertönt: «Ja»; «Wie geht es meiner Mutter, die in dem und dem Haus wohnt? », oder «Steht die Hütte am Dorfeingang rechts der Strasse noch?» Und wie oft komme es vor, dass Bekannte, ja Verwandte, auf diese Weise zueinander reden. Aber dann wieder Schüsse, und der Mensch verkriecht sich wieder hinter seinen Panzer von Angst, Misstrauen und Hass.

Nun war auch schon der Wagen fahrbereit, und beim Einsteigen in unser Kutschli fanden wir den Sitz voll Orangen, die einer der Leute inzwischen in den umliegenden Hainen für uns gepflückt hatte.

Im Dorfe San Juan de Alicante besuchten wir einige der dortigen Kinderkolonien. Hier merken die Kinder kaum etwas vom Krieg. Sie sind gesund und braungebrannt, verleben den Tag mit Unterricht, Haus- und Gartenarbeit, mit Baden im Meer und Spielen im Schatten von Palmen, Orangen- und Eukalyptusbäumen. Fast alle stammen aus Madrid und sind gerne hier, warten aber sehnsüchtig auf die Stunde der Heimkehr. Über manches Kindergesicht geht ein Schatten, wenn man nach den Angehörigen fragt: Manchmal ist es der Vater, manchmal einer oder mehrere Brüder, die gefallen sind, manchmal das Haus, das von Bomben zerstört ist.

In Alicante selbst gingen, wir zuerst aufs Ayuntamiento, um uns über die Lage der Flüchtlinge in dieser Provinz zu erkundigen. Wir wurden mit Herzlichkeit empfangen und erhielten alle gewünschten Auskünfte. Man telephonierte nach allen Seiten,

liess Leute kommen, bestellte uns Unterkunft in Murcia, wo wir erst spät ankommen würden. Wir erfuhren, dass in der Provinz Alicante mit ihrer halben Million Einwohnern 47'000 Flüchtlinge untergebracht sind, davon 4'000 in der Hauptstadt selbst. Von den 17'000 in der Provinz untergebrachten Kindern befindet sich ein guter Teil in Kolonien, deren Finanzierung auf die verschiedenste Weise erfolgt: für die Kosten einzelner kommen zum Beispiel die Gewerkschaften auf, für andere geben alle Beamten monatlich den Gehalt eines Tages ab, wieder andere werden aus den Einkünften der fünfprozentigen Vergnügungssteuer erhalten. – Wir besuchten dann noch die Provinzialvertretung der Asistencia Social, die – im Gegensatz zu einigen anderen Orten – hier sehr gut organisiert ist, sahen uns auch eine der nächstliegenden Kinderkolonien und einen der Comedores colectivos (Gemeinschaftsspeisehäuser) an, der uns einen besonders guten Eindruck machte. An sauberen und freundlich gedeckten Tischen erhalten hier Flüchtlinge, sowie Arme aus der Stadt selbst, täglich ihre guten Mahlzeiten (ein Blick in die Kochtöpfe überzeugte uns davon). In taktvoller Weise wurde uns gesagt, dass unsere Hilfe willkommen wäre, dass sie aber an anderen Orten sicherlich viel dringender benötigt werde.

Gegen Abend erst verabschiedeten wir uns. Wir fuhren bei Sonnenuntergang über Elche, durch Palmenhaine und ganze Kakteenwälder, an zerfallenen maurischen Burgruinen vorbei und durch Orte, deren Kuppelbaukirchen an Moscheen erinnern. Bei Stemenschein erreichten wir Murcia.

Schon zur Römerzeit war dies ein Provinzhauptort, dessen Umgebung, die «Huerta murciana», durch ihre Fruchtbarkeit bis heute berühmt blieb. Doch das Hügelland ringsum, wo keine Kanäle weit aus dem Landesinnern das lebenspendende Wasser bringen, ist trocken und öde. In diesem Rahmen erscheint das Bild der Ebene mit ihrer Farbe und Fülle nur noch eindrücklicher.

Zwei grosse Gebäude ragen aus dem Häusermeer der Stadt heraus: die wunderbare Kathedrale, welche von den vergangenen

Geschehnissen unberührt blieb, doch noch geschlossen bleibt, und, am Rande der Stadt, ein wolkenkratzerähnliches Gebäude, das Refugio «Pablo Iglesias». Diesem vor allem galt unser erster Besuch.

In Murcia ist die Zahl der Flüchtlinge besonders gross, ihre Lage besonders schlimm. Von allen Seiten strebten und streben sie noch nach diesem fruchtbaren Garten, der nun niemand mehr richtig ernähren kann. Auch hier hatte anfangs die Bevölkerung die Flüchtlinge weitherzig in die Familien aufgenommen und mit ihnen alles geteilt, ohne dafür staatliche Hilfe zu empfangen. Bei ihrer Aufnahme ahnte sie nicht, dass es sich nicht um Wochen, Monate, sondern um Jahre handeln könnte. In vielen Fällen sind auf die Dauer Konflikte entstanden. Die eigene Not ist gestiegen, die Hilfsbereitschaft erlahmt. Wo wäre eine Mutter, die nicht zuerst ihrem eigenen Kinde helfen möchte!

Besonders schwierig wurde die Lage mit dem Eintreffen der Flüchtlinge aus Malaga, die unerwartet, zu Zehntausenden, in physisch und moralisch traurigem Zustande ankamen. Diese Menschen waren schmutzig, zerlumpt, voll Ungeziefer und vielfach krank. Schon vor dem Kriege gehörten sie zu den Ärmsten in Spanien, die keine Schule und wenig Gesittung kannten. Wohin sollte man sie nun bringen? – Viele grosse Gebäude, Kirchen und Klöster wurden zu Refugios gemacht. Das grösste ist «Pablo Iglesias». Das Haus hat eine merkwürdige Geschichte: vor dem Weltkriege hatte es ein reicher Mann zu bauen begonnen, anscheinend als Kapitalanlage. Doch er starb bald, und das Haus blieb mit seinen neun Stockwerken im Rohbau, ohne Türen, ohne Fenster und ohne irgendwelche Installationen mehr als zwanzig Jahre lang unbewohnt. Hier lebten anfänglich 9'000 Flüchtlinge aus Malaga. Unter der unermüdlichen Leitung des Bürgermeister der Stadt, eines gediegenen Mannes, Professors der Geschichte, der sich wie ein Vater all dieses Volkes annimmt, konnte schon manches getan werden. Aber immer noch befinden sich fast 2'000 Flüchtlinge in diesem scheusslichen Hause.

Ellen, die vorübergehend als Vertreterin der Internationalen Kinderhilfe tätig ist, gibt nun den Kindern und schwangeren Frauen jeden Morgen etwas Kakao, der von den englischen Quäkern gestiftet wurde. In einem andern Refugio hat sie eine Nähstube eingerichtet, in der Flüchtlingsfrauen und -mädchen einfache Kleider nähen. Das sind kleine Anfänge; aber wie dankbar die Flüchtlinge für diese Hilfe sind, bewies uns ihre Anhänglichkeit an Ellen. Einer unserer vielen Besuche galt einem kleinen Spital, das von einem anderen englischen Komitee eben geöffnet worden war. Die zwanzig verfügbaren Plätze waren schon mit typhuskranken Kindern besetzt. In einem der Zimmer sahen wir ein zwölfjähriges Mädchen in traurigem Zustand und erfuhren, dass es bereits zehn Tage lang in hohen Fiebern im «Pablo Iglesias» gelegen hatte; trotzdem liessen es seine Angehörigen nur nach mehrtägigem Sträuben ins Spital überführen.

*14. JULI*

Als am Samstagabend der langersehnte Lebensmitteltransport aus der Schweiz eintraf und wir die 10,5 Tonnen abladen, dachten wir an die vielen Spender all dieser Herrlichkeiten. Wir wünschten uns viel Zeit, um jedem einzelnen besonders danken und ihm später berichten zu können, wen er mit seiner Gabe beglückt hat.

Eine andere Überraschung erlebten wir am Freitag, als Ida, unsere neue Hausmutter, und die beiden neuen Mitarbeiter, Charles und Alfredo, mit dem kleinen Fordwagen eintrafen. Ida hat sich trotz des grossen Wechsels aus der kühlen Bündnerluft in die Hitze Spaniens sofort gut eingelebt. Wir freuen uns, dass nun durch Charles – den ich vom Zivildienst in Santa Maria her kenne – auch die welsche Schweiz direkt an unserer Arbeit beteiligt wird. Auch in Alfredo hoffen wir eine wertvolle Bereicherung unseres Kreises erhalten zu haben, da er, in Madrid geboren und aufgewachsen, Sprache und Verhältnisse hier besonders gut kennt.

Und der Fordwagen! Nun müssen wir nicht mehr – wenn eine unserer alten Kutschen, die wir hier aufgetrieben haben, widerpenstig wird – mit fast einstündigem Zeitverlust bei dieser Hitze in überfüllter Strassenbahn in die Stadt fahren. Ich glaube, der «Delegado del Comité Suizo», der bis jetzt mit einem lärmenden Wagen (ohne Auspufftopf) fast jeden Tag in Valencia herumfuhr und immer wieder die Hilfe der Passanten in Anspruch nehmen musste, ist allmählich stadtbekannt geworden. Aber müde ist man seiner scheinets doch nicht geworden, denn immer wickelte sich die Szene folgendermassen ab: «Oigapodria usted empujar un pochito mi coche, que no arranca?» («Können Sie meinen Wagen ein wenig stossen, der Motor will nicht anspringen?») Und die Antwort: «Claro Hombre!» («Aber natürlich!») und lachend wurde der Wagen in Bewegung gesetzt. Wenn auch der streikende Motor kein «Hispano-Suiza» war, so kam er doch dank spanischer Kraft und schweizerischer Kühnheit in Gang.

Mit Befriedigung vernahmen wir durch unsere Neuangekommenen von der eifrigen Tätigkeit der verschiedenen Lokalkomitees der Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz, vom in Aussicht stehenden Autocar der Sonntagsschulkinder und weiteren Plänen. Dabei wurden wir uns einer Versuchung bewusst: wie fast jeder Mensch, so hat auch fast jede Organisation ihr Eigenleben, ihren Drang nach Behauptung und Machterweiterung. Wie verlockend wäre es, nicht nur vier, sondern sechs, acht, zehn... Wagen zu haben! Nach reiflicher Überlegung und Aussprache mit meinen Mitarbeitern möchte ich jedoch vorderhand die Entsendung weiterer Wagen vom Typ der bisherigen vier nicht empfehlen. Dagegen ist nach wie vor die Entsendung eines leichten Autocars mit gepolsterten und in der Fahrrichtung schauenden Sitzen sehr notwendig. Er käme für den Transport schwangerer Frauen und anderer schonungsbedürftiger Menschen in Frage, ferner für den «Haus-zu-Haus-Dienst» mit Kindern auf weitere Strecken. Technische Einzelheiten für diesen

Wagen werde ich unserem Freund und Autofachmann Karl direkt mitteilen.

Letzten Samstag und Sonntag hat nun die erste Konferenz der Vertreter ausländischer Hilfsorganisationen stattgefunden. Und zwar der folgenden: englische und amerikanische Quäker, Internationale Kinderhilfe, ein dänisches und ein schwedisches Hilfskomitee, «National Joint». Die Verhandlungen fanden in unserem kühlen Garten statt. Sie wurden geleitet von Mr. Patrick Mahn, dem Vizepräsidenten des amerikanischen « Friends Service Committee», der gerade auf einer Besuchsreise in Spanien weilt. Er berichtete, dass die amerikanischen Quäker in ihrem Sektor, Murcia-Almeria, auch die Sendungen eines in USA. in Bildung begriffenen grösseren neutralen Hilfskomitees verteilen werden.

Unsere Besprechungen zeigten gleich, dass niemand mit einer so langen Kriegsdauer gerechnet hatte. Nun stellt man sich doch auf längere Sicht ein und wird von selbst dazu geführt, ganz bestimmte Einzelaufgaben auf längere Zeit zu übernehmen, statt im Wesentlichen da und dort augenblickliche Notlagen zu lindern. Durch die Tatsache, dass Franco flächenmässig den grösseren Teil Spaniens und vor allem die wichtigsten Korn, Fleisch, Milch, Öl und Hülsenfrüchte produzierenden Gegenden beherrscht, und weil anderseits der grössere Teil der spanischen Bevölkerung auf Regierungsgebiet lebt, bleibt hier die Ernährungslage sehr ernst. Die neue Ernte bringt nur eine teilweise und oft nur örtliche Entlastung. Wesentliche Vorräte für den nächsten Winter können nicht angelegt werden. Die Schwierigkeiten liegen nur zum Teil auf dem Gebiete der Organisation. Die Schaffung von Kantinen und Milchausschankstellen mit fester «Kundschaft» wurde daher sehr befürwortet. Ausser Barcelona kommen dafür vor allem Madrid und Murcia in Frage, gegen den Winter zu sicherlich auch Valencia. Dabei sind abgelegene Gegenden, wie Jaen, Ciudad Real, Cuenca von ausländischen Hilfsorganisationen bis jetzt noch kaum berührt worden.



Wir beschlossen, in Zukunft solche Konferenzen in regelmässigen Abständen abzuhalten, bezeichneten Mrs. Wood, die Vertreterin des «National Joint» in Valencia, als Zentralstelle für gegenseitige Informationen über die Arbeit und ernannten schliesslich eine Delegation, die in unser aller Namen bei der Regierung betreffend Zollfreiheit für Sendungen und in anderen Fragen vorstellig werden soll.

Trotz Regierungsdekreten und schwierigster Ernährungslage ist der Widerstand der Madrider Bevölkerung gegen die Evakuierung nach wie vor sehr gross. Die erhöhte Kampftätigkeit an der Madrider Front könnte nun aber das ganze Evakuationsproblem ziemlich rasch so oder so lösen. Nach der Wiedereröffnung zahlreicher Madrider Schulen und mit der vorgesehenen Verlegung derselben in globo an kleinere Orte der Levante tauchen neue Transportaufgaben auf. Ebenso mit der Schaffung neuer Kinderkolonien in Katalonien, die durch Patenschaften ausländischer Organisationen erhalten werden.

Da es aber für reine Kindertransporte auf der Strecke Madrid-Valencia gegenwärtig nicht gleichzeitig für die englischen und die schweizerischen Wagen genug zu tun gibt, da ferner die neuen englischen Wagen fast alle kleiner sind als die unsrigen und sich besser für kürzere Strecken eignen, da schliesslich die Engländer diese – auf die Dauer ermüdende und eintönige Strecke – schon seit fünf Monaten befahren, hat nun Herr Garratt beschlossen, seine fünf oder sechs Wagen sukzessive nach Katalonien überzuführen und dort in den Dienst der Kinderkolonien zu stellen.

24. JULI

Von seiner letzten Fahrt berichtet Ralph:

«Wir haben heute die besondere Aufgabe, kränkliche Kinder nach Busot bei Alicante zu führen. Also zum erstenmal in den Süden hinunter, aus dem alltäglichen «Madrid-Valencia» hinaus, auf unbekanntem Strassen an unbekannte Orte.

Zur festgesetzten Stunde, punkt 7 Uhr, fahren wir vor dem Spital, in dem unsere Kinder abzuholen sind, vor. Zu unserem grössten Erstaunen sind nicht nur sie und das mitfahrende Personal anwesend, sondern auch sämtliches Gepäck ist ladebereit vor der Türe aufgestapelt. Ist diese wunderbare Pünktlichkeit nur ein Zufall, oder gibt es wirklich so unspanische Spanier, die sich an die Zeit halten?

Wie gewohnt geht es auf der obligatorischen Ausfahrtsstrasse aus Madrid hinaus. Die breite, geteerte Überlandstrasse dünstet, trotz der Morgenfrühe, bereits unangenehme Hitze aus. Es wird einen sehr heissen Tag geben. Auch wie wir in die staubige Zweitklassstrasse abbiegen, die durch hügeliges Land führt, will sich noch kein kühlendes Lüftchen regen. Aber bald haben wir das schlechte Stück der Ausgangsstrasse hinter uns, erreichen Aranjuez und befinden uns nun wieder auf einer breiten, schönen Heerstrasse. Inzwischen ist es n Uhr geworden. Bei kleinen Zwischenhalten haben wir uns überzeugen können, dass hinter uns im Wagen die Kleinen alle wohlauf sind. Allerdings hören wir nicht, wie gewohnt, Singen, Rufen und fröhliches Lachen. Die weissen, mageren Gesichter dieser schwachen, kränklichen Kinder erinnern uns daran, dass es Rekonvaleszenten sind. Um so grösser wird unsere Vorsicht und Rücksichtnahme sein.

Auf unendlich langer Strasse geht es nun bei glühender Hitze Albacete zu. Auf dieser Strecke gibt es fast keinen Verkehr. Sogar die traditionellen drei- bis fünfspännigen Überland-Maultierwagen fehlen fast ganz. Nur ab und zu treffen wir einen Bauern mit seinem kleinen Zweiräderkarren und dem winzigen vorgespannten Esel einsam und schläfrig seines Weges ziehend.- Hier in der Provinz von Toledo ist alles flach. In regelmässigem Tempo fahren wir auf der schnurgeraden Strasse dahin. Links und rechts von uns Felder und Heide, Heide und Felder, und vor uns immer die lange, am Horizont verschwindende schwarze Linie – unser Weg. Eintönige, langweilige, einschläfernde Landschaft. Und doch hehr und schön in ihrer stillen und weiten

Grösse. – Hart müssen wir zeitweise gegen den Schlaf ankämpfen. Wie sehr ermüdend diese Strecke ist, das beweisen die vielen Autoruinen im Strassengraben. Alle stehen sie mehr oder weniger schlimm zugerichtet vor einem Baum, die charakteristische Stellung, die anzeigt, dass der Wagen führerlos seinen eigenen Weg gegangen ist, der – wie immer, wenn Kraft allein ohne Verstand vorwärtsstrebt – nur kurz sein konnte.

Wir haben nun bereits 200 km zurückgelegt und halten Mittagstrast. In der Nähe eines Dorfes haben wir einen schattigen Platz entdeckt. Sogar ein bisschen Gras ist da. Und welches Glück – der Pozo, die Wassergrube, ist ganz in der Nähe. Das Essen wird ausgepackt. Die Kinder haben keinen grossen Appetit, sie mögen nur Milch trinken und ein paar Früchte essen. Dann legen sie sich auf den ausgebreiteten Decken schlafen.

In den Abendstunden erreichen wir Albacete. Nach einer kurzen Rast in dieser durch die Luftbombardemente sehr mitgenommenen Stadt gehts weiter, Alicante zu. Es wird nun wieder gebirgig. Wir durchfahren kahle, felsige Täler. Der Boden ist, wie in der uns so gut bekannten Provinz Cuenca, mager und grösstenteils unfruchtbar. Ein kühler Wind bläst uns entgegen. Die Sonne ist in unserem Rücken hinter einem Hügel verschwunden. Auf die Hitze des Tages folgt die nächtliche Kühle. Die Kinder legen sich ihre Mäntel um, und wir selbst sind froh über die mitgebrachten Windjacken. – «Alicante 80 km» steht an einem Haus geschrieben. Wir freuen uns, in zwei Stunden unserem heutigen Ziel schon ganz nahe zu sein. Aber unsere Freude ist verfrüht. Der «WILSON» will plötzlich nicht mehr. Irgendetwas im Motor ist zerbrochen. Und da wir den entsprechenden Ersatzteil nicht mitführen, müssen wir den Patienten durch den «PESTALOZZI» ins Schlepptau nehmen lassen. Ein mühsames Fahren für Führer und Geführte. Ganz langsam nur geht es weiter. Jeden Augenblick reisst das Schleppseil. Unsere ganze Aufmerksamkeit muss auf das Fahren konzentriert werden. Wir haben nur noch einen Gedanken – Alicante erreichen!

Und endlich, morgens um 3 Uhr, fahren wir in der ersehnten Stadt ein. Aber noch haben wir keinen Feierabend. Die Kinder müssen weiterbefördert werden, in Busot stehen ja Betten für sie bereit. – In aller Eile laden wir um. So gut es eben gehen will, werden alle Reisende in den «PESTALOZZI» und alles Gepäck in den «WILSON» verstaut. Einer unserer Kameraden bleibt als Wache beim havarierten Gepäckwagen zurück. Wir zwei anderen fahren weiter, Busot suchend. Man hat uns gesagt, es wäre «ganz in der Nähe, ein bisschen in der Höhe». Spanische Auskunft. Wie sich später herausstellt, ist dieses «ganz in der Nähe» 30 km weit. Während eines starken Gewitters mit wolkenbruchartigem Regen klimmen wir langsam eine schlechte, aufgeweichte, schmale Bergstrasse hinauf. Links Felsen, rechts Abgrund. Dazu fängt plötzlich die Lichtmaschine an zu spuken. Wenn wir noch lange fahren müssen, haben wir kein Licht mehr. Ungeduldig bangend, hoffen wir hinter jeder Kurve die ersehnten Bäder von Busot auftauchen zu sehen. – Es ist kalt; aber wir schwitzen. – Glückliche sind die Kleinen, die nicht wissen, welchen gefährlichen Weg sie geführt werden. Aber es gibt kein Zurück.

Endlich sind wir da. Im Scheinwerferlicht taucht gespenstig inmitten der wilden Landschaft ein grosses Gebäude auf. Immer noch regnet es in Strömen. Der Kilometerzähler zeigt 500 km Tagesfahrt, es ist nun 4 Uhr morgens, wir waren also 21 Stunden unterwegs. – Die Kinder werden von ihren Wärterinnen schnell ins Bett gesteckt. Wir sind alle verwundert, wie gut die schwächlichen Kleinen die lange, beschwerliche Reise überstanden haben. Wohl sind sie müde, aber keines klagt.

Am nächsten Morgen haben wir noch das Gepäck heraufgeholt und uns dann im modernen Schwimmbassin, im warmen Quellwasser der Bäder von Busot gebadet, haben die Einrichtung, die wunderbare Lage dieses weltbekannten Kurortes bewundert, haben uns überzeugt, wie gut und schön es hier die kleinen Kranken haben werden. – Und dann – ein Händedruck,

Hand ans Steuerrad, Fuss auf den Gashebel, Blick vorwärts – neuen Aufgaben, neuer Arbeit entgegen.»

Bereits hat sich die Zusammenkunft der verschiedenen Organisationen für die bestmögliche Verteilung der Lebensmittel segensreich ausgewirkt. Wir erfuhren beispielsweise, dass in Murcia, im Refugio «Pablo Iglesias» und in dem von Ellen inzwischen ins Leben gerufenen Flüchtlingskinder-Ferienlager grösster Mangel an Kleidern aller Art, Milch und Lebensmitteln besteht. Die amerikanischen Quäker haben mit ihrer erweiterten Arbeit noch nicht beginnen können, weil ihre längst erwartete grosse Lebensmittelsendung immer noch nicht eingetroffen ist. Nur wir haben gegenwärtig etwas auf Lager, dank der eben eingetroffenen Sendung aus der Schweiz. Dazu kam noch der glückliche Umstand, dass am Montag ein Wagen der Engländer nach Murcia fuhr, um dort für die Kolonien Lokaldienst zu tun, so dass wir ihm etwa eine Tonne vom Allemötigsten mitgeben konnten.

Dann kam ein Hilferuf der Vormundschaftsbehörde in Madrid, deren Hilfsstelle gewöhnlich von der Internationalen Kinderhilfe und vom «National Joint» beliefert wird, die binnen Kurzem in grosser Verlegenheit wäre, falls sie nicht bald wieder Kondensmilch erhält. Auch da können wir einspringen mit einem «Überbrückungskredit» (allerdings «à fonds perdu»), wodurch 4'000 Kinder in ihrer Milchversorgung nicht im Stiche gelassen werden.

Von Seiten der Behörden in Burjasot (dessen Einwohnerzahl durch die Flüchtlinge fast verdoppelt ist) wurden wir angefragt, ob wir nicht einzelnen Kindern und Kranken etwas Milch geben könnten. Wir sind sonst solchen Einzelausgaben gegenüber sehr zurückhaltend, da sie nicht nur ins Uferlose gehen können und für uns arbeitsmässig nicht zu bewältigen wären, sondern da auch die Bedürftigkeit oft nicht leicht nachzuprüfen ist. Doch wenn wir nicht überall helfen können, dann müssen wir dort helfen, wo die Not am grössten, also in Madrid, und dort, wo die Not am nächsten ist, also auch in Burjasot. Wir könnten auch

auf die Dauer nicht gut regelmässig vor aller Augen die Dinge ab- und auf laden, an denen die meisten hier Mangel leiden. Schliesslich müssen wir bedenken, dass wir hier zu Gaste sind, allerlei Vorteile geniessen und wegen unseres Autobetriebes zu jeder Tages- und Nachtstunde grosse Ruhestörer sind. Wir haben uns daher entschlossen, wöchentlich zweimal für 100 Kinder und Kranke, auf ärztliches Zeugnis hin, eine Büchse kondensierter Milch abzugeben.

Schon wieder ist unser Evakuationsdienst aufs Äusserste beansprucht, seit dem sicherlich etwas überstürzten Weggang der englischen Wagen nach Katalonien. – Immer mehr konzentrieren wir uns auf die Spezialaufgaben der Evakuation (Haus-zu-Haus-Dienst mit Kindern, Rekonvaleszenten und schwangeren Frauen). Es handelt sich bei diesen Aufgaben um eigentliche Qualitätsarbeit (womit ich aber nicht behaupten will, dass wir ihr immer ganz gerecht werden), gute Wagen, vorsichtige Fahrer, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit. Die Fahrt mit rekonvaleszenten Kindern von Madrid nach Busot hat trotz oder vielleicht gerade wegen der unvorhergesehenen Schwierigkeiten diese Auffassung bewahrheitet.

Vorgestern fuhr Leo nach Gandia in eine Kolonie, um Kinder abzuholen, welche in Valencia durchleuchtet werden mussten, und brachte sie am Abend wieder heim. Gestern brachte er Kinder in das eben eröffnete Kinderspital der Schweden nach Dénia. – Zwei Wagen fuhren anfangs dieser Woche mit Kindern wieder von Madrid direkt nach Barcelona. – Heute hat Ralph begonnen mit der Evakuation der leichten Fälle eines Tuberkulosespitals von Madrid nach Castellón. Für diese Aufgabe hatte die zuständige Behörde über einen Monat lang vergebens nach einem zweckmässigen Fahrzeug gesucht. – Heute Abend – bzw. gestern Abend, denn Mitternacht ist vorbei und ich schreibe weiter, um Ruhe und Nachtkühle auszunützen – wurde aus Madrid telephoniert, dass morgen ein Wagen mit 35 Kindern

ankomme, welche in Valencia übernachteten und am folgenden Tag von uns direkt in eine Kolonie nach Katalonien geführt werden sollten. – Am nächsten Freitag werden zwei Wagen mit Kindern von Madrid wiederum direkt nach Alicante fahren. – Und schliesslich fragte uns der Delegierte des Internationalen Roten Kreuzes, ob wir uns auch an der kürzlich bewilligten Evakuierung einiger tausend Frauen und Kinder aus Madrid nach Valencia (wo sie sich nach dem Ausland einschiffen dürfen) beteiligen können. Es handelt sich dabei vor allem um die vielgenannten Leute, die in verschiedenen ausländischen Gesandtschaften Zuflucht gesucht haben, dann auch um einige nicht-militärpflichtige Leute, die frei herumlaufen, aber in grosser Notlage leben, weil sie ihre Angehörigen jenseits der Front haben. Ich willigte sehr gerne ein, um so mehr, als durch solche Aufgaben unsere neutrale Haltung einmal mehr bekundet werden kann. – Diese Evakuierung soll im Übrigen durch eine Autokolonne erfolgen, die anscheinend zurzeit das Schweizerische Rote Kreuz auf Kosten des Bundes vorbereitet.

29. JULI

Schon ein Vierteljahr ist verstrichen, seitdem wir in Spanien sind. Keiner von uns hätte gedacht, dass nach dieser Zeit noch kein Ende unserer Hilfsaktion abzusehen wäre. Vielmehr stellen sich uns immer mehr Aufgaben, denen wir uns nicht entziehen können... und auch nicht entziehen wollen. – Wir fühlen uns hier schon recht zu Hause. Zu unserem Erstaunen ertragen wir auch das Klima sehr gut (dem Sepp hat die Hitze bereits seine Rheumatismen vertrieben). Allerdings mussten wir unsere Aktivität etwas reduzieren und doch etwas dem spanischen Tempo anpassen.

Ich hoffe, gegen Ende August in die Schweiz zu gehen, um die weitere Gestaltung unserer Arbeit zu besprechen. Es ist sicherlich notwendig, die Dinge von Zeit zu Zeit auch von aussen zu betrachten. Wir würden uns aber auch sehr freuen, wenn

uns periodisch Vertreter der Arbeitsgemeinschaft besuchten. Dadurch würden das gegenseitige Verständnis und der Ausbau unseres Werkes – hier und in der Schweiz – gefördert.

Es scheint, dass mit der Hitze auch in unsere Gemeinschaft eine Schwüle treten will, die oft das frische, frohe Schaffen bedroht. Einen unserer Chauffeure hat die Abenteuerlust nach Spanien gelockt, einem andern bedeutet die Arbeit Flucht und Vergessen wollen. Dass solche Menschen nicht durchhalten können, wenn dauernde Anforderung an sie gestellt wird, ist begreiflich. Die Abenteuer verblassen, die Arbeit wird zur Gewohnheit, bleibt ohne Reiz und ohne Sinn. Die innere Unzufriedenheit eines einzigen teilt sich andern mit, und schon besteht eine ganze Gruppe, die Anstoss nimmt an lächerlichen Äusserlichkeiten. – Aber auch der Umstand, dass unsere Chauffeure auf ihren langen Fahrten ganz auf sich selbst gestellt sind und mit sehr vielen Leuten zu tun haben, auferlegt ihnen grösste Verantwortung: so wie sie sich benehmen, so wird das Bild aussehen, das sich viele einfache Leute hier über unsere Arbeit und über unsere Heimat machen. – Wir leiden zeitweise sehr unter diesen Schwierigkeiten; denn wie soll man, uneins, für Verständigung arbeiten können. Aber gerade solche Momente spornen uns dann wieder an, uns noch mehr mit allen unseren Kräften für die Arbeit einzusetzen. Und gute Kameraden fehlen nicht, die mit-helfen, Krisen zu überwinden.

Kürzlich haben uns Emil und Willy verlassen. Wir brauchen also unbedingt noch etwa zwei weitere tüchtige Leute. Dabei möchte ich aber betonen, dass wir lieber einen der Wagen zeitweise ruhen lassen, als dass wir Leute annehmen, welche wohl technisch den Anforderungen unseres Dienstes gewachsen sind, ihnen aber in menschlicher Beziehung auf die Dauer nicht genügen. Unsere Arbeit ist schön und interessant und notwendig und alles, was man will, aber sie ist ermüdend, und nicht einmal in allererster Linie körperlich ermüdend. Daher ist es wichtig, dass alle Kräfte in Harmonie Zusammenwirken.

Vor einer Woche ist mein alter Freund Maurice eingetroffen. Er weilt leider nur vorübergehend bei uns und geht morgen schon nach Murcia, um Ellen bei der Durchführung der Ferienlager für Kinder aus Flüchtlingszentren zu helfen.

18. AUGUST

Schon sind wieder drei Wochen seit der Absendung meines letzten Berichtes verstrichen. Da aber in der Schweiz wohl alles in den Ferien ist, habe ich mir – wenigstens in Bezug auf Berichte schreiben – auch etwas Ferien gegönnt! Unsere Arbeit geht ihren gewohnten Gang weiter, d.h. täglich voller unerwarteter Neuigkeiten, die uns immer wieder daran mahnen, dass in diesem wunderbaren Lande, in dem Licht, Wärme und Fruchtbarkeit uns umgeben, und wo Menschen leben, die im Grunde nichts anderes wünschen, als im Frieden sich selbst überlassen zu bleiben – Krieg herrscht, Krieg, dessen Ende niemand absehen kann.

In der letzten Zeit haben wir wieder zwei grosse Lebensmittelsendungen erhalten. Wir freuen uns jedesmal auf diese Herrlichkeiten und auf diesen Beweis grosser Hilfsbereitschaft weitester Kreise in der Schweiz. Aber die Sendungen sind diesmal so dicht aufeinander gefolgt, dass wir uns der Arbeit kaum erwehren konnten, zumal die zweite gestern beim Morgengrauen vollkommen unerwartet plötzlich vor der Türe stand. Da hiess es, rasch ein sicheres Magazin finden und dann abladen.

Die Sendung von vergangener Woche liessen wir direkt nach Madrid fahren. Auch dort hiess es rasch ein passendes Magazin finden. – Aller Augen waren auf den hochbeladenen, starken und noch unverbeulten FBW-Wagen mit Schweizerschild gerichtet, als er durch die Castellana fuhr. David, unser englischer Freund und Mitarbeiter, sass strahlend hinter dem Scheinwerfer auf dem Kotflügel, und auch wir kleinen Schweizer, die zum Glück keine Ursachen haben, Grossmachtsgefühle zu hegen, konnten uns eines gewissen Stolzes nicht erwehren. Stolz, den wir als tau-

sendfältigen Dank an all die kleinen und grossen Geber in Dörfern und Städten weitergeben möchten, an die Frauen- und Jugendgruppen in der Schweiz, welche in aufopfernder Arbeit genährt, gesammelt und gepackt haben.

Auch verschiedene Besuche hatten wir in der letzten Zeit. Herr Redaktor T., aus Lausanne, war hier und fuhr mit uns nach Madrid, um unsere Arbeit und die allgemeine Lage kennenzulernen. Er und wir hoffen sehr, dass die Frucht seiner Reise eine stärkere Beteiligung unserer welschen Landesteile an der Spanienkinderhilfe sein wird. – Dann hatten wir zwei Gäste aus dem hohen Norden: unsere beiden Zivildienstschwestern Inge und Kate, die beide in Lokalkomitees für Spanienkinderhilfe in Norwegen tätig sind. Natürlich kamen sie wieder mit Rad und Rucksack, wie vor ein paar Jahren ins Bündnerland, wo sie mit Menschen aus vielen andern Ländern in unseren Hilfsdiensten mitarbeiteten. Voll neuer Eindrücke zogen sie heim. Das ist echte «Abenteuerlust», von der Nansen in seiner Rede an die schottischen Studenten sprach. Abenteuerlust, die der Bewusstmachung, Weiterentwicklung und dem Aufbau weltumspannender Zusammengehörigkeit dient. Abenteuerlust, die berechtigt und notwendig ist und die sich – wenn ihr die konstruktiven Bahnen verschlossen sind – in abessinischen Kriegen und spanischen Interventionen auslebt, Zerstörung säet und eine enttäuschte Jugend zurücklässt.

Und nun, liebe Freunde, zum letztenmal einen herzlichen Gruss das nächstmal wird es – so hoffe ich – ein Händedruck sein in der Schweiz.

## ERSTE RECHENSCHAFT

*BERN, 12. SEPTEMBER*

Heute hat die Mitgliederversammlung der Arbeitsgemeinschaft stattgefunden. Zum erstenmal habe ich auch in ihrem Kreise mündlich ausführlich über unsere Arbeit berichtet: von der Gestaltung des Dienstes, von der Verwendung der Gaben, von unseren Schwierigkeiten und, vor allem, von unseren Plänen. In den ersten vier Monaten hat unser Hilfsdienst 47'400 Franken gekostet, die vollständige Abzahlung unserer vier Wagen inbegriffen. An ihre Anschaffungskosten haben auch die Arbeiterkinderhilfe und die Arbeitsgemeinschaft grössere Beiträge geleistet. Dazu kommen die verschiedenen Lebensmittel-sendungen, die wir im Auftrag der letzteren zu verteilen haben. Der Zivildienst wird auf die Dauer die Kosten dieses Dienstes, der länger dauern wird, als vorgesehen, nicht mehr tragen können. Weil nun aber alle Sammlungen von der Arbeitsgemeinschaft ausgehen, hoffen wir, dass sie in Zukunft auch jene Kosten zur Hauptsache übernehmen wird. In gemeinsamer Arbeit für das in Entstehung begriffene Werk ist ja aus dem ursprünglich gedachten Dachverband eine lebendige Arbeitsgemeinschaft erwachsen. Die 40 Menschen, die sie heute vertreten, spürten das und nahmen freudig die Verantwortung auf sich. Nun ist die Weiterführung unseres Dienstes für drei Monate gesichert. Er wird jetzt erst recht zur Ayuda Suiza, einem Werk des Schweizer Volkes.

Auch unsere Kantine in Madrid ist bewilligt worden.

*30. SEPTEMBER*

Diese Fühlungnahme mit den vielen Menschen und Gruppen in der Schweiz, die unser Werk tragen, hat in allen – den Sammelnden hier, uns Verteilenden draussen – das Gefühl der Verantwortung vertieft. Zu erhöhter Hingabe, zu besserer Arbeit.

Immer wieder bringen meine Schweizer Freunde das Gespräch auf das Problem der Kirche in Spanien, und auch mich beschäftigt es sehr. Sie ist dort in einer verhängnisvollen, schicksalhaften Weise mit dem Staate verquickt. Ob diese Verbindung wohl durch die jahrhundertelangen gemeinsamen Befreiungskämpfe gegen die Mauren, in denen der Spanier Landesfeind und Ketzer zugleich sah, so unlösbar geworden ist? Ob vielleicht darin auch die Wurzel der späteren Inquisition zu suchen ist, die mit Unerbittlichkeit die Andersgläubigen, die Ketzer, ausrottete? Diese Annahmen scheinen mir das Verständnis des Geschehens von heute zu erleichtern. Der Bürgerkrieg würde als Religionskrieg zu deuten sein, wo auf beiden Seiten wiederum Ketzer ausgerottet werden.

Wie oft erfüllen mich widerstreitende Gefühle, wenn ich ausgebrannten Kirchen begegne. Sind diese wirklich ein Zeichen des schlimmsten Atheismus, wie so viele Menschen ausserhalb Spaniens meinen? Ist dieser die Kirchen entzündende, an ihrem Brand sich erhitzende Hass nicht eine ins Gegenteil verkehrte Liebe, ein unbewusster Protest gegen eine abtrünnige Kirche, die weitgehend zum weltlichen Machtorganismus wurde, der den Menschen das Bild, die Autorität Gottes verfälscht und sie auf ihrer Suche nach Ihm in die Irre gehen lässt? Gegen solches Versagen der Führung bäumen sich immer wieder die Verführten auf. Doch auch sie sind der Krankheit verfallen, die zu bekämpfen sie ausgezogen sind; auch sie gebärden sich fanatisch und intolerant. Ich muss an das Wort Schillers denken:

«Das eben ist der Fluch der bösen Tat,  
dass sie forzeugend immer Böses muss gebären.»

Aber solcher Kausalität ist man nicht verfallen. Schon das Leben kennt Sprünge in der Entwicklung, und der Geist Gottes weht, wo er will.

In besonderer Weise bemühen wir uns in Spanien, die sich aus dem Gegensatz von Helfern und Hilfesuchenden ergebende Aufgabe richtig zu lösen.

Auch zu Hause wird sie uns fast täglich gestellt, wenn ein Hausierer oder gar ein Bettler bei uns anklopft. Gern weisen wir ihn ab, im Gedanken an den Staat, dem wir Steuern zahlen und dem also auch die Lösung des unangenehmen Problems der Not obliegt. Wir selbst möchten lieber nicht direkt mit ihm zu tun haben.

In Spanien aber werden wir jeden Tag vor dieses Problem gestellt und können ihm nicht ausweichen; denn wir sind ja gekommen, um zu helfen. Jedermann weiss es. Wir müssen daher jedem Hilfsuchenden persönlich begegnen. Wenn wir wegen der Beschränktheit unserer Mittel oft nicht um eine gewisse Härte und Unerbittlichkeit herumkommen, so müssen auch aus unserem Neinsagen Sympathie und Gerechtigkeitswille herauszuspüren sein. – Wir wissen, dass, wenn es auch, äusserlich gesehen, beim Geben darum geht, einem ganz bestimmten Menschen hier und jetzt zu helfen, tiefer betrachtet, dabei doch ebensosehr der Geber selbst in Frage steht.

Eine weitere Verantwortung ist uns damit auferlegt, dass wir uns als Helfer dem Hilfsuchenden gegenüber in einer Machtstellung befinden, besonders dann, wenn die Hilfe, die wir bringen dürfen, nicht unser eigenes Opfer, sondern Gabe Dritter ist. Von hier aus verstehen wir, warum der totale Staat, der sich zum obersten Herrn der Menschen setzt, selten neben sich private Hilfsorganisationen duldet. Er will die Hilfeempfangenden sich allein verpflichten.

Wir aber dürfen den Dank, der uns erwiesen wird, nur als Mittler entgegennehmen.

Die Berührung mit den Quäkern hat mir diese Zusammenhänge besonders deutlich gemacht.

Viele Leute stellen sich vor, dass die Quäker eine Wohltätigkeitsorganisation seien. Diese Vorstellung ist falsch. Die Quäker selbst nennen sich «Religiöse Gesellschaft der Freunde». Es geht ihnen um eine christliche Lebensführung.

In jedem Menschen sehen sie den Bruder, mag er auch elend und gefallen sein. Ist er in Not, dann müssen sie ihm helfen. Oft tun sie es dort, wo andere nicht oder noch nicht eingreifen und wo es vielleicht weder populär noch erhebend ist.

So hatten sich während des Weltkrieges in England die Quäker der verfeimten Angehörigen der internierten «feindlichen Ausländer» angenommen, denn sie wussten, dass genau so, wie von vielen in der Friedenszeit der Krieg vorbereitet wird, von andern auch während des Krieges schon dem Frieden vorgearbeitet werden muss.

Sobald wie möglich nach dem Kriege aber begannen sie ihre Hilfsaktion im ehemaligen Feindesland, in Deutschland selbst. Die Alliierten führten damals noch monatelang nach dem Waffenstillstand ihre Blockade weiter und trieben damit das deutsche Volk in Verzweiflung und Bitterkeit. Die Quäker kamen und speisten die hungernden Kinder zu Hunderttausenden, denn sie hatten wiederum begriffen, dass der Friede nicht mit der Waffenruhe einfach schon da ist, sondern dass für ihn laufend mindestens so sehr gearbeitet werden muss, wie in Kriegzeiten für den Krieg.

Die Quäker helfen unparteiisch und immer da, wo die Not am grössten, die Opfer am hilflosesten sind. Sie wollen dabei nicht nur augenblickliche Not lindern, sondern vor allem den Notleidenden dazu bringen, seine eigenen Kräfte zu entfalten.

In der äusseren Gestaltung der Arbeit der Quäker spiegelt sich auch ihre innere Haltung. Bei ihnen herrscht keine Willkür und keine entseelte Betriebsamkeit. Ihre Entschlüsse sind, wenn immer möglich, «Gruppenentschlüsse», die sich nach gemeinsamer Aussprache und gemeinsamem Schweigen ergeben. Wenn Einigkeit nicht zustande kommt, dann wissen sie, dass sie die rechte Lösung noch nicht gefunden haben. Nach ihrer Meinung wird ein Unternehmen am besten von solchen Menschen geleitet, die eines Geistes sind und ihren Willen unter den Willen Gottes stellen. Dann spielen auch Prestigefragen keine Rolle mehr.

Ich will aber die Quäker nicht idealisieren. Auch sie können nicht nur von Erfolgen berichten, sondern wissen um eigene Fehler und Versager. Doch entscheidend ist, dass sie das Versagen sich selbst, das Gelingen aber der göttlichen Führung, der sie gehorchten, zuschreiben.

## VERWIRKLICHUNG

MADRID, 29. OKTOBER

Am 6. Oktober sind wir wohlbehalten wieder im Kreise unserer Burjasoter Kameraden eingetroffen. Wir fanden alles zum besten bestellt und fuhren gleich am anderen Tage nach Madrid weiter, um hier bei den letzten Vorbereitungen zur Eröffnung unserer Kantine zu helfen, die im obersten Stock eines Flügels der grössten Madrider Frauenklinik eingerichtet wurde. Auf Jakob lag während unserer Abwesenheit die Hauptarbeit. Er hatte es nicht leicht. Für jedes Stück Eisen, jeden Ziegel, die zum Bau des Herdes benötigt wurden, musste ein besonderer Bezugsschein beschafft werden. Und viele Wochen vergingen, bis es gelungen war, Geschirr, Stühle und Tische aufzutreiben. Das Fehlen eines kleinen Autos erschwerte in der weitläufigen Stadt die vielen Gänge, und ohne den Wagen, den wir nun aus der Schweiz mitgebracht haben, wäre auch der Betrieb der Kantine kaum denkbar. Am 17. Oktober konnten wir sie eröffnen. Und bereits wurden wir gefragt, ob wir nicht in anderen Stadtteilen weitere solche «Comedors» einrichten könnten!

Der Evakuationsdienst geht in etwas verlangsamtem Rhythmus weiter, weil unsere Wagen von Zeit zu Zeit ihre kleinen Alterserscheinungen zeigen. Besonders mitgenommen sehen die Stoffbedachungen aus. Vor einer Woche ist nun der «NANSEN» als erster mit seiner Winter Verschalung auf Fahrt gegangen. Auf dem alten Gerippe hat er ein solides Holzlattendach und richtige Fenster erhalten. Jetzt kommen der Reihe nach auch die andern dran. Es ist höchste Zeit; denn in Madrid oben wird es bereits empfindlich kalt. Auch hat die Regenzeit begonnen, so dass es bei Wind und Wetter für die Passagiere sehr ungemütlich ist. Trotzdem ist die Reise unter diesen Bedingungen noch bedeutend bequemer als – wie sie sonst meist gemacht wird – auf offenen Camions.

Immer wieder müssen wir uns wundern, wieviel die Menschen



hier ertragen können und wie anspruchslos sie sind. Auch bei den letzten, ziemlich heftigen Beschiessungen von Madrid ist dies wieder zutage getreten. Am Morgen nach einer solchen Nacht sieht man in den heimgesuchten Stadtteilen Männer aus zerschossenen Häusern die Trümmer forttragen; auch auf Strassen und Plätzen werden die Zerstörungen gleich repariert... und das Leben nimmt seinen gewohnten, erschütternd ruhigen Gang weiter.

Morgen früh reisen die Autocars der Rotkreuzkolonne in die Schweiz zurück, nachdem sie im Rahmen des Möglichen ihre Aufgabe erfüllt haben. An fünf ihrer Fahrten Madrid-Valencia waren auch unsere Wagen beteiligt. Auf ihrer Reise von Valencia nach Barcelona werden sie einen Transport Kinder mitführen, den wir von Madrid brachten. Dadurch wird uns die Weiterfahrt erspart. Wir freuen uns dieser Zusammenarbeit, die sich nachträglich in der Praxis doch noch ergeben hat, und bedauern nur, dass sie nicht schon früher, bei der Organisation unseres und später bei der Vorbereitung ihres Evakuationsdienstes, möglich gewesen ist. Dadurch hätte mit den vorhandenen Mitteln ein Mehrfaches geleistet werden können.

Am 12. Oktober ist nun, von unserem getreuen Sepp geführt, der vielbesprochene neue Wagen, der «ZWINGLI», angekommen. Er ist in erster Linie für die Evakuierung von Kranken und Schwachen und von schwangeren Frauen bestimmt. Dass er ganz aus Spenden schweizerischer Sonntagsschulen – die ihm auch den Namen gaben – angeschafft worden ist, hat hier grossen Eindruck gemacht. Im Refugio wurden wir gefragt, ob noch viele solcher Wagen kämen! Man hat grosses Vertrauen in die Schweizerhilfe.

Während meiner Abwesenheit fand in Barcelona die dritte und vor einer Woche bei uns in Burjasot die vierte Konferenz der Vertreter ausländischer Hilfsorganisationen statt. Diese Zusammenkünfte haben sich als sehr wertvoll erwiesen.

Alle Vertreter der Hilfsorganisationen waren sich einig, dass im Ausland die grössten Anstrengungen zur Entsendung vor allem von Milch gemacht werden müssen. Man kann wirklich

sagen, dass der Winter mit Schrecken naht. Allenthalben wächst die Not: als beispielsweise Alfredo und Vincent gestern aus Murcia zurückkehrten, wohin sie Milch für die Quäker geführt hatten, gelang es ihnen in Alicante auf der Rückreise nicht, etwas Essbares zu finden. Angesichts dieser wachsenden Not bedeuten unsere nun ziemlich regelmässigen Sendungen aus der Schweiz eine schöne Hilfe.

Unsere nächste Kleidersendung werden wir diesmal durch die Quäker in Katalonien verteilen lassen, zugunsten der täglich zu Hunderten aus Frankreich über die Pyrenäen strömenden Flüchtlinge aus Asturien. Die kostbaren Spezialpräparate für Säuglingsernährung lassen wir durch das Istituto Municipal de Puericultura in Madrid verteilen, das unter der Leitung des bekannten Kinderarztes Dr. Romeo steht, der auch Präsident des Spanischen Roten Kreuzes ist. Er liess allen Säuglingsfürsorgestellen der Stadt eine Liste dieser verfügbaren Präparate zustellen. Diese werden dann nur auf ärztliche Verordnung hin für besonders schwere Fälle ausgegeben, wodurch die wirksamste Verwendung dieser teuren Präparate möglich ist.

*MADRID, DEZEMBER*

Irma berichtet von ihrer Arbeit im Comedor:

«In den ersten Tagen erfolgten die Anmeldungen der Frauen nur zögernd. Viele argwöhnten, dass unser Comedor nur ein Lockmittel für spätere Evakuation sei. Doch bald verbreitete sich sein guter Ruf durch ganz Madrid. Täglich stellten sich neue Menschen ein, die mir ihr Leid klagten, und die gewiss alle Hilfe benötigten. Das Abweisen und Nein-sagen-müssen ist sicher die schwerste unserer Pflichten.

Die meisten Frauen kommen zur Geburt ihres Kindes in die Klinik. Das Haus ist ihnen somit schon vertraut. An manchem Bett einer jungen Mutter stehe ich, und immer bin ich erstaunt über das Glück, das sie für einen Augenblick alles Leid vergessen lässt. Ich muss dann immer an junge Mütter in der

Schweiz denken, die ihre Kinder sorgenlos in ein warmes Nestchen hinein gebären dürfen. Jeder Mutter darf ich eine Büchse Kondensmilch und eine kleine Büchse Ovomaltine bringen und den Armen dazu noch etwas Säuglingswäsche.

Fast alle Schicksale dieser Mütter sind gleich: Der Mann ist an der Front, er weiss nicht, dass er Vater geworden ist. Wird er es überhaupt je wissen? Denn seit Monaten hat manche Frau kein Lebenszeichen von ihm erhalten. – An einem Bette, wo diese Hoffnung nicht mehr besteht, wo es kein Hin- und Herüberfliegen tröstender Gedanken und Wünsche gibt, wo der Tod des Mannes Tatsache ist, wird es oft bitter schwer. «Ausser dem Kinde ist der Comedor Suizo mein einziger Trost. Schauen Sie mein gesundes Kindlein an, das habe ich allein Ihrer Kantine zu verdanken.» Davon sind alle Mütter überzeugt, dass ihre Kinder dank unserer Hilfe so gut aussehen, die Geburt so gut verlief. Dass sie nach der Niederkunft noch mindestens weitere 40 Tage kommen dürfen, gibt vielen Trost.

Und die arme Mutter der kleinen Antonia: Noch vor deren Geburt ist ihr Mann von der Front zurückgekehrt – geistesgestört. Immer bohrte er Löcher in die Wand, um den Feind zu beobachten; später hatte er Angst vor seinem Kinde, das ihm ein Leid antun wolle. Nun musste er im Irrenhaus versorgt werden.

Wenn mich nachts das Pfeifen der Granaten, das Krachen der Einschläge aus tiefem Schlafe wecken und ich in aller Eile den untersten Stock aufsuche, denke ich an unsere Mütter, die sich, oft mit einer Schar weinender Kinder an der Hand, ins Erdgeschoss flüchten müssen. Da sitzen dann alle Hausbewohner in schrecklicher Panik. Schlag tönt auf Schlag, alle Fenster und Türen erzittern, dazwischen durchdringt sie das Pfeifen der Granaten. Ambulanzen sausen durch die Strassen, Hundegebell ertönt ringsum. Dort, wo keine Granate einschlug, ist das Grauen nach ein paar Stunden vorüber. Aber viele Menschen stehen dann heimatlos auf der Strasse, andere liegen unter dem Schutte begraben.

Auch meine Schweizerkameraden sind so einmal heimatlos geworden, als nachts drei Granaten ins Haus, wo sie im 4. Stock seit einiger Zeit ihr neues Standquartier haben, einschlugen. Unsere Wohnung blieb zwar unversehrt, doch trafen die Granaten die Stockwerke darunter und darüber. – Um ein Uhr morgens erschienen die Kameraden im Comedor, jeder seine Matratze auf dem Rücken. Wir hatten's ja gut, konnten uns im Bureau ein Notlager einrichten.

Was aber geschieht mit Menschen, die keinen Zufluchtsort kennen? Viele müssen sich dann in einem dunkeln Kellerraum ein neues Heim suchen, wie mir eine Mutter erzählte: «Unser Haus wurde zu Beginn meiner Schwangerschaft zerstört. In einem bescheidenen Heim fanden wir Zuflucht, bis uns auch von dort eine Granate wieder vertrieb. Seither wohnen wir in einem düstern Raum. Wenn wir ans Tageslicht kommen, dann sind wir wie geblendet.»

Während solcher Beschiessungen sind unten die Geburtssäle meistens hell erleuchtet. Wie mag es in der Seele einer Frau aussehen, die ein Kind in diese Trostlosigkeit hinein gebären muss?

Frauen aller Klassen finden sich in unserem Comedor ein. Sie wissen, dass es bei uns nicht um Politik geht und – mag im Innern auch jede ihre eigene Überzeugung bewahren – in die Kantine treten sie als Mütter ein, die alle gleich der Hilfe bedürfen. So vertrauen mir fast alle ihr Leid an. Eine stillende Frau erzählte: «Am Anfang der Revolution verlangte man meinen Mann. Er begab sich ahnungslos aufs angegebene Bureau. Er hatte sich nie in Politik gemischt, und so glaubten wir, nichts befürchten zu müssen. Aber statt meines Mannes kam nur noch ein Bündel Kleider zurück, und später las ich auf einer Liste Füsilierter seinen Namen. Ich war im dritten Monat der Schwangerschaft.»

Im Gesicht einer Mutter fiel mir stets eine grosse Unruhe auf. Sie erzählte mir: «Der erste Gang zur Kantine bedeutete mir ein Herauskommen aus einer Gefangenschaft. Bis zu die-

sem Tag verliess ich das Haus nie; denn wir wurden während der ersten Revolutionszeit verfolgt. Die Meinung aller, wir seien tot, hat uns gerettet. So verstehen Sie wohl, dass mir die Kantine mehr als ein Heim bedeutet.» Ich sehe sie noch vor mir, als sie scheiden musste – bebend, mit rotgeweinten Augen. Die Buben sahen sie verständnislos an. Sie haben ihre Traurigkeit erst später verstanden, als es keine Schokolade mehr zum Frühstück gab und mittags nur ein bisschen Suppe oder Linsen. Beim Aufstehen jubelten sie nicht mehr: «Jetzt gehen wir in den Comedor Suizo»... So ist jedes Haus von irgendeinem Leid heimgesucht worden.

Es ist ein ständiges Kommen und Gehen in unserem Comedor. Wenn neue Anmeldungen entgegengenommen werden, machen sich viele Frauen schon morgens zwei Uhr auf den Weg, um zu den ersten zu gehören; denn nur 50 werden jeweils neu eingeschrieben. Aber erst das Resultat der ärztlichen Untersuchung entscheidet, wer auf die Warteliste derjenigen kommt, die dann nach Massgabe der freiwerdenden Plätze wirklich in der Kantine Aufnahme finden. Jede Woche verlassen uns acht bis zwölf Frauen, und jede Woche dürfen wir ebensoviele aufnehmen. Wir haben für 200 Frauen und 100 Kinder Platz.

Welch Leben erfüllt an solchen Neuaufnahmetagen das Bureau! Manche können es noch kaum fassen, dass sie nun wirklich für einige Zeit der grössten Not enthoben sein sollen. Es bedeutet für sie auch eine seelische Entlastung und Erholung. Ihre Kinder leben dann nicht mehr so sehr unter dem Druck der Not und Bitterkeit, wenn die Mutter wieder mehr Zeit für sie hat, weil sie sich das bisschen Essen nicht mehr mit stundenlangem Warten erkaufen muss.

Ganz bittere Momente erleben wir, wenn wir unsere Frauen, nachdem sie wiederhergestellt sind, verabschieden müssen. Was in diesem Wort der Wiederausstossung ins Elend liegt, kann niemand nachfühlen. Fragend blicken mich die Mütter meistens an, die vor einigen Tagen ärztlich untersucht wurden und nun auf das Resultat warten. Ich schaue sie oft nur an, freudig oder

kopfschüttelnd, – und sie verstehen. Um diese Härte kommen wir nicht herum, wenn wir vielen Müttern Madrids helfen wollen.

Seit langem denken wir schon an Weihnachten. Wie sollen wir dieses Fest hier feiern? – Die Frauen und Kinder sollen doch etwas davon zu spüren bekommen, was uns dieses Fest bedeutet, und eigentlich unsere ganze Arbeit. Andererseits ist es schwer, gerade darüber hier und heute mit Worten etwas zu sagen.»

In diesen Dezembertagen sind mehrere von uns krank gewesen, wohl wegen der grossen Kälte. Nun muss auch ich die Schreibmaschine vom Bett aus bedienen. Wir sind halt noch nicht, wie die armen Madrider, ans Frieren gewöhnt. Es friert uns schon, wenn wir die nackten Beinchen unserer Kantinenkinder sehen und die dünnen Kleider, in denen sie meistens daherkommen. (Es ist gut, dass wir binnen Kurzem unsere Madrider Kleiderstube eröffnen werden.) – Wir konnten die Heizungsfrage für uns noch nicht lösen. Die Zentralheizung der Klinik funktioniert natürlich nicht, und unsere Tätigkeit im Comedor wickelt sich immer zwischen der heissen, dampfigen Küche, dem eiskalten Bureau und den stets zügigen Gängen ab. Schon vor mehr als einem Monat liess ich die Frage einer elektrischen Heizung prüfen, doch eine Lösung war nicht möglich. Dann fand ich in Valencia einen Rohölofen, den wir aber nicht verwenden können, weil er zu sehr riecht. Als ich dann nach Madrid kam, die Kälte spürte und Irma bereits kränkelte, liess ich einen Eisenofen installieren und das Rohr durch ein Oberlicht eines Fensters legen. Er funktionierte einige Tage wunderbar, bis er nicht mehr zog, weil sich durch die Abkühlung des langen Aussenstücks die Abzuggase zu Russ und Teer kondensieren. Nun haben wir ein Gesuch gestellt, ein Kamin durch Zimmerdecke und Dach brechen zu dürfen; aber der Architekt will es noch nicht erlauben. There we are. Sobald ich wieder auf bin, werde ich nach einer neuen Lösung suchen.

## NACH WEIHNACHTEN

Am Weihnachtsvorabend standen Überraschungen in Büchsen und in Säcklein für unsere Mütter und Kinder bereit. Mit Zweigen und mit Kerzen war der grosse Saal des Comedors bekränzt, ja selbst eine kleine Pinie, die wir aus der Provinz Cuenca mitgebracht hatten, wurde zu einem Weihnachtsbaum. Mit den Kindern hatte Irma einige Weihnachtslieder eingeübt. Ich fand nun auch zur schlichten Feier ein paar Worte. So erlebten wir inmitten von Leid und Trostlosigkeit tiefer denn je die Weihnachtsfreude.

Auch mit andern Familien durften wir sie teilen. Wir liessen uns von verschiedenen Fürsorgestellten Adressen von besonders bedürftigen Familien geben und bereiteten für sie kleine Pakete mit Schokolade, Zucker, Milch und Seife, die wir ihnen teilweise selbst ins Haus brachten. In allen Stuben fanden wir Kälte, Hunger, Bitterkeit... Ein Aufleuchten beim Anblick der Gaben.

## AUSHARREN

NACH NEUJAHR 1938

Als wir im letzten Frühling mit unseren vier nagelneuen Wagen und fliegenden Fahnen nach Spanien kamen, bestand noch eine gewisse Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges, und wir stellten uns daher auf eine verhältnismässig kurze, aber intensive Arbeitsperiode ein. Wir wussten auch gar nicht, ob und auf wie lange die materielle Basis unserer Aktion in der Schweiz (sie bestand zunächst im Wesentlichen «nur» im guten Willen weniger) tragfähig sein würde. So ist es unsere grösste Freude, zu erleben, wie dank der unermüdlichen Arbeit mancher Freunde in der Schweiz unsere Hilfsaktion immer mehr den Charakter einer Volksaktion bekommen hat, bei der es nicht um politische Doktrinen geht, sondern um das Resultat der Besinnung auf die elementarsten Pflichten der Menschlichkeit.

Vom Standpunkt des Zivildienstes aus hätten wir es gerne gesehen, wenn unsere Aktion einen internationalen Charakter angenommen hätte, sowohl hinsichtlich der beteiligten Freiwilligen als auch der Herkunft der Mittel. Aus praktischen Gründen ist es dann anders gekommen. Und es ist auch gut so. Dafür freut es uns, dass die Zusammenarbeit in der Schweiz sowohl bei den an der Arbeitsgemeinschaft beteiligten Organisationen, als auch in den unzähligen fleissigen Lokalgruppen, gut ist. Auf den Namen kommt es dabei nicht an. Aber auch hier in Spanien steht unsere Arbeit auf gesundem Boden. Unsere Beziehungen zu den Behörden sind gut, und sie haben uns nie die geringsten Schwierigkeiten bereitet. Man bringt uns grosses Vertrauen entgegen, das zu rechtfertigen wir stets bemüht sind. Zahlreich sind die Beispiele, die zeigen würden, wie das Wort «AYUDA SUI ZA» die Türen öffnet. Wenn man weiss, wie viele Ausländer unter dem Deckmantel einer humanitären Aktion sich in ganz anderen Angelegenheiten in Spanien betätigt haben, dann wäre man kaum erstaunt, wenn einem dann und wann mit

Misstrauen begegnet würde. Dabei haben wir aus der neutralen, rein humanitären Basis unserer Hilfe nie ein Hehl gemacht.

Vor allem aber zählen wir zu guten Mitarbeitern unseres Dienstes in Spanien viele kleine Leute, deren Namen wir oft nicht einmal kennen: den zahnlosen Alten im Refugio in Madrid, der jeden Morgen freiwillig unsere Wagen wäscht; den Jungen in der Madrider Garage, der uns beim Pneuflicken hilft; die sympathische Pilarin auf der Transportabteilung des Fürsorgeministeriums, welche uns schon manches Hundert Benzinalgutscheine ausstellte und uns selten warten liess, weil sie weiss, dass die «Suizos» immer sehr Eile haben; den gutmütigen «Abuelo» (Grossvater) an der altmodischen Benzinpumpe in Motilla, den wir schon zu allen Nachtzeiten haben wecken müssen; den wackeren Otello in der Karosseriewerkstatt, der jeweilen mit besonderer Gewissenhaftigkeit um unsere Wagen bemüht ist; die treue Dolores, die uns in Burjasot beisteht... Auch ihnen allen galten unsere guten Wünsche zu diesem Jahresbeginn.

#### 15. FEBRUAR

So wie unser Haus dreimal Tagungsort gewesen und stets Absteigequartier befreundeter ausländischer Delegierter geblieben ist, so ist es nun auch das inzwischen eröffnete Zentrum der Quäker in Barcelona geworden. Hier fand am 6. ds. die sechste Konferenz der Hilfsorganisationen statt. Sie stand stark unter dem Eindruck der schweren Bombardierungen der letzten Zeit, der furchtbaren Not der Frauen und Kinder und der Ohnmächtigkeit unserer Anstrengungen, wenn nicht das Weltgewissen endlich erwacht und für die unschuldigen Opfer mehr getan werden kann. Wir haben uns vor kurzem entschlossen, auch in Katalonien eine Delegation zu schaffen. Dies hat sich als zweckmässig erwiesen, seitdem die Regierung dorthin übersiedelte. Ich sandte Ellen, die unseren Madrider Haushalt eine Zeitlang führte, zu diesem Zwecke nach Barcelona, wo sie ihre Erfahrungen und Fähigkeiten noch besser verwerten kann. Bei den Quäkern

durfte sie Quartier beziehen. Sie hatte ihre Tätigkeit in Murcia im Herbst aufgegeben, nachdem die Quäker genügend Personal und genügend Mittel erhalten hatten, um – wie dies an einer unserer Konferenzen vereinbart wurde – die Hilfsarbeit in jenem Gebiet allein zu übernehmen. Nun wird Ellen auf Anregung der Quäker in Katalonien Nähstuben für Flüchtlingsfrauen und -mädchen organisieren, wobei auch ihr Neukircher Spinnrad und das kürzlich eingetroffene, vom Schweizer Heimatwerk geschenkte, bald in irgendeinem Refugio zu surren beginnen werden.

Ende des Monats waren wieder einmal alle fünf Evakuationswagen flott, und schon hatte ich vorgesehen, Leo einige wohlverdiente Ruhetage zu geben. Da kam der «schwarze» 30. Januar: am gleichen Tage blieb uns der «DUNANT» auf der Fahrt nach Madrid in den Serpentinien des Contreras (unser «Klausenpass») mit Lagerbruch stecken, der «NANSEN» mit Kolbenbruch und der «PESTALOZZI» mit Ventilbruch auf der Ausfahrt aus Madrid; und zu guter Letzt konnte am folgenden Tage der «WILSON» Madrid wegen elektrischer Panne nicht verlassen. So musste Ruedi drei volle Tage in einem Dorf auf der Strecke die kostbare Seifenladung des «DUNANT» (der inzwischen nach Valencia abgeschleppt worden war) bewachen, bis endlich der «WILSON» sie abholen kam und nach Madrid führte. – «DUNANT» und «NANSEN» werden einige Wochen in Reparatur stehen. Der «PESTALOZZI» aber war bald wieder flott und führte die aus Madrid, Murcia und Valencia kommenden Delegierten nach Barcelona zu unserer Konferenz. Doch auf der Rückfahrt – als ich am Steuerrad sass – ereilte auch ihn sein Schicksal. Es gelang mir, alle meine Passagiere nach und nach vorbeifahrenden Wagen mitzugeben. Es folgte eine sehr kalte Nacht in der Kabine, bis am nächsten Tage der Abschleppwagen eintraf.

Von allen Beschwerden frei fährt aber der noch junge «DUFOR», den uns Karl als Weihnachtsgeschenk des Arbeiterhilfswerkes und der Basler Samariterhilfe aus der Schweiz brachte, im Lande herum. Er ist in Barcelona stationiert und in den guten

Händen von Hans und Reto, welche beide in einer der von der Arbeitsgemeinschaft erhaltenen Kinderkolonien der «Ayuda Infantil» ein sehr gastliches Heim gefunden haben. Der Wagen leistet wertvolle Dienste bei der Versorgung der siebzig über ganz Katalonien verstreuten Kolonien der Ayuda Infantil. Doch er kam auch schon viermal nach Valencia, wo er von Leo jeweils sorgfältig überholt wird. Einmal brachte er Waren der Quäker bis Murcia und das letzte Mal eine Sendung für uns direkt bis Madrid. Auf der Rückfahrt nimmt er aus Valencia Orangen für die verschiedenen Kolonien der Ayuda Infantil und anderer Organisationen nach Katalonien mit. Immer wieder zeigt es sich, wie sehr diejenigen Hilfsorganisationen, die nicht über eigene Transportmittel verfügen, in ihrer Tätigkeit behindert sind. Wir sind in dieser Hinsicht sehr gut daran und können, trotz zeitweiligen Rückschlägen, manchen guten Dienst leisten.

Elsbeth hat sich diesen Winter bestimmte Wochentage reserviert zum Besuch der Quartiere, in denen besonders viele Flüchtlinge aus zerstörten Stadtteilen und aus Provinzorten hausen. Deren Gesamtzahl schätzt man in Madrid immer noch auf mindestens 200'000. Auf diese Weise hat sie wohl den besten Einblick in die gegenwärtigen Nöte dieser Menschen gewinnen können. Ihr Hauptzweck ist dabei, diejenigen Flüchtlinge ausfindig zu machen, die Kleider am nötigsten haben. Ihnen gibt sie dann einen Gutschein, der sie zum Bezuge des Nötigsten in unserer kürzlich eröffneten Kleiderstube ermächtigt. Ganz besonderen Eindruck machte ihr die Notlage der alten und kranken Leute, die man nicht kennt und von denen kaum jemand spricht, weil diese Menschen selten auf der Strasse zu sehen sind. Und daraus reifte ein neues Projekt: «Eine Suppenküche für alte Leute.» Bitte nicht erschrecken! Wir haben nun den Plan näher studiert und gesehen, dass er durchführbar ist. Unsere Berechnungen gehen von der Annahme aus, dass 400 alte Leute während drei Monaten täglich eine gute Portion kräftiger Suppe und einen Teller gekochter Apfelschnitze erhalten, dass jedes selbst

Teller und Besteck mitbringt (die kaum mehr aufzutreiben sind), und schliesslich, dass Neuaufnahmen nur einmal monatlich erfolgen, wodurch das Administrative vereinfacht wird. Wir haben auch bereits ein prächtiges Lokal gefunden: Küche und Speisesaal in der Fliedner-Schule «Porvenir», die uns gerne zur Verfügung gestellt werden. Auch die Personalfrage wäre gelöst, und die notwendige Lebensmittelmenge in unserem hiesigen Magazin vorhanden. Die einzige Schwierigkeit bleibt zunächst die Koch topf frage. Das klingt vielleicht komisch, aber man findet in Spanien nirgends mehr Kochtöpfe. Wahrscheinlich werden wir uns so helfen müssen, dass wir nachmittags diejenigen aus dem Comedor per Auto in die Suppenküche schaffen und hier die Mahlzeit erst gegen Abend austeilen.

#### 4. APRIL

Diesen Bericht hoffte ich vor zwei Wochen in der Schweiz mündlich geben zu können. Wegen der gespannten Lage infolge der letzten Kriegereignisse haben wir unsere Reise in die Schweiz auf unbestimmte Zeit verschoben. – Unsere Angehörigen und Freunde können uns in der kommenden Zeit am allermeisten dadurch helfen, dass sie uns mit zuversichtlichen Gedanken begleiten und nicht mit Sorgen, zu welchen keine Ursache besteht.

Kürzlich verbrachte ich wieder eine Woche in Katalonien, wo Ellen schon gute Arbeit getan hat. In Zusammenarbeit mit den Quäkern organisierte sie in den Flüchtlingszentren von Vich, Granollers, Manresa, Tarrasa, Sabadell, Igualada, Cervera und Sitges Frühstücksausgaben an je 250 bis 300 oder mehr Kinder bis zu sieben Jahren. In Cervera und Sitges versorgen wir diese Kantinen allein. Die Kinder erhalten als Frühstück ein nahrhaftes Hafermus mit Milch und Zucker, nachmittags Apfelmus. Gleichzeitig werden fertige Schoppen für die Säuglinge abgegeben.

Bei der Errichtung einer neuen Kantine gehen wir so vor: die lokalen Behörden stellen Raum, Einrichtung und Brennmaterial

zur Verfügung. Wir wählen unter den Flüchtlingen drei Frauen aus, die dann während einer Woche in den Barceloneser Kantinen der Quäker angelernt werden. Es gibt da prächtige Menschen, welche glücklich sind, in der Enge und Trostlosigkeit ihres Aufenthaltes in einem Flüchtlingszentrum ihre Kräfte helfend einsetzen zu dürfen. Indem sie während ihrer kurzen «Lehrzeit» in nahem Kontakt mit uns leben, gewinnen die Frauen das Gefühl, zu unserem Werk zu gehören und verhalten sich sehr loyal und zuverlässig. In jedem Zentrum trägt eine der drei Frauen die Verantwortung, führt täglich Buch über die Anzahl ausgegebener Rationen, über den Verbrauch und den Stand der Vorräte und sendet uns regelmässig auf vorgedrucktem Blatt einen Wochenbericht. Durch häufige Besuche und Stichproben kann auf einfache Weise der Gang dieser Ausgaben überwacht werden. Ferner verteilen wir an diesen Orten an alle Flüchtlingsfamilien, entsprechend der Zahl der Kinder, regelmässig Seife, die von den Müttern noch höher geschätzt wird als Nahrung. Schliesslich konnten wir auch noch aus unserem prächtigen Kleidervorrat bedeutende Mengen an alle acht Zentren senden.

Dann wurden einige regionale Depots kondensierter Milch errichtet. Sie befinden sich bei einer vertrauenswürdigen Person und haben den Zweck, den Kleinkindern verstreut wohnender Flüchtlingsfamilien eine minimale Milchmenge zu sichern. Die Verteilung geschieht wöchentlich gegen Unterzeichnung eines Empfangsscheines. Durch Stichproben in den Depots und bei den Empfängern werden diese Ausgaben kontrolliert.

Am 16. März begannen die neuen, bisher schwersten Bombardierungen Barcelonas. Sie bereiteten Herrn T., der die grosse Lebensmittelsendung aus dem Kanton Bern hierher begleitete, einen wenig freundlichen Empfang.

In jenen Tagen waren immer aller Augen übers Meer in die Ferne gerichtet. Doch nicht um dem friedlichen Kreisen der Möven zu folgen, sondern um starren und scharfen Blickes

Ausschau zu halten nach den fremden Bombern. Welle um Welle kamen sie aus Mallorca herübergeflogen. Manche Stunde verbrachte ich in den schützenden Räumen der Untergrundbahn, und mehrmals musste ich zerstörte Strassenstücke wegen einem Umweg nehmen. Durch diese Umstände wurden die Löschung unserer kostbaren Sendung und unsere übrige Tätigkeit in der Stadt sehr behindert.

Zur gleichen Zeit war der Zustrom von Flüchtlingen aus allen Teilen der in Bewegung geratenen Aragonfront besonders gross. So beschlossen wir, ihnen einen Teil der eben erhaltenen Lebensmittel als erste Hilfe zu bringen. Am 19. März fuhren Reto und ich auf dem «DUFOR» mit fünf Tonnen Lebensmittel (Milch, Schokolade, Dörrobst, Reis, Kartoffeln) Richtung Aragonien.

Die Hälfte unserer Gaben luden wir unterwegs in Reus ab, wo in den drei grossen Refugios zu den fast 1'000 Flüchtlingen aus allen Landesteilen nun zahllose neue gekommen sind. Wir hatten dieses von Bombardierungen schon schwer heimgesuchte Städtchen spät nachts erreicht und mussten in der Dunkelheit manche Strasse durchstolpern, in der der frische Aushub von provisorischen Schutzgräben lag, bis wir endlich das gesuchte Refugio fanden. Auch hier sind es die Kinder, welche von der Notlage am stärksten betroffen werden.

Die andere Hälfte unserer Ladung brachten wir nach Mora del Ebro, wo eine provisorische Flüchtlingssammel- und Durchgangsstelle errichtet worden war. (Inzwischen ist dieser Ort besetzt worden.) Wir sahen dort unzählige Flüchtlinge aus Aragonien: viele elternlose Kinder; ganze Familien, die auf ihrem Esel das Notdürftigste aufgeladen hatten; andere, die allein, ihre ganze Habe im Stiche lassend, geflohen waren. Wackere, bodenständige Bauern, die mit schmerzverzerrten Gesichtern an ihre zerstörten Heimstätten dachten, an die verloren gegangene Ernte. Wir mussten an unsere braven Berner Bauern denken, die diesen Unglücklichen von ihren Kartoffeln, ihren Apfelstückli, ihrer Milch gesandt hatten.

Die «Cantina para Ancianos», unsere Suppenküche für alte Leute, konnte unlängst eröffnet werden. Wie kommen wir, die wir in erster Linie den Kindern helfen wollen, überhaupt zu einer solchen Aufgabe? Ganz natürlich: Kinder und Alte gehören zusammen, besonders in Zeiten der Not; denn sie sind die Hilflosesten. Aber leicht vergisst man ob der Jugend, die man «für die Zukunft retten will», die Alten.

Zwar vergisst das spanische Volk seine Alten selten, sondern behält sie in der Familie und in Ehren. Wo aber die Not so gross ist, da reicht es auch für die Alten nicht mehr.

Elfriede, die Leiterin unserer Cantina para Ancianos, berichtet aus ihrer Arbeit:

«Vierhundert alte Leutchen sind es, die jeden Tag zu uns kommen, vierhundert Menschen, vierhundert Schicksale. Zusammengewürfelt aus ganz Madrid, aus wohlhabenden und aus bescheidensten Kreisen, manch einer zurückblickend auf ein langes, geruhames und anspruchsloses Leben, ein anderer wieder auf gute, sorglose Jahre – bis dieser Krieg auf sie hereinbrach und in seiner Grausamkeit alle in diesem einen brennenden Wunsche vereinigte: sich sattessen zu können.

Rührend ist es zu sehen, wie an den Einschreibetagen Grossvater und Grossmutter sich in aller Frühe, oft schon um 4 oder 5 Uhr morgens, an die Tür des «Porvenir» stellen, in geordneter Reihe, um geduldig bis n Uhr zu warten, wenn mit der Einschreibung begonnen werden kann. Manches Mütterchen zittert vor Erregung, wenn es hereingerufen wird, und oft kann es sich im Augenblick wirklich gar nicht mehr recht erinnern, wie alt es ist. Ausweise – wenn überhaupt vorhanden – sind oft fehlerhaft, meistens aber haben unsere Alten sie im zerschossenen Haus verloren oder, auch das kommt vor, überhaupt nie besessen. «Yo naci cuando las Guerras Carlistas...», «Ich wurde während der Karlistenkriege geboren» – oder «Ich trat in den Militärdienst ein, als König Alfons geboren wurde...», so kann

man allmählich das Alter feststellen. Des übergrossen Andranges wegen müssen wir ja leider eine Mindestgrenze einhalten: 75 Jahre, und es gehört zu den schwersten Aufgaben, Leute, die dieses Alter noch nicht erreicht haben, ab weisen zu müssen.

Eine um so dankbarere Arbeit ist es aber, die Essenskarten auszutragen. Oft nur mit grosser Mühe und Beharrlichkeit findet man endlich die Wohnung von unseren irgendwo aufgenommenen Alten – aber welche Freude bringt man ins Haus! «El abuelo», der Grossvater, kriegt zu Essen, – wie ein Lauffeuer gehts von Mund zu Mund, und im selben Augenblick sind alle Nachbarn versammelt und freuen sich so von Herzen mit dem Alten, dass es einem wirklich schwer wird, weiterzugehen. «A la Abuelita le ha tocado una tarjeta», – «Komm mal her, Grossmütterchen hat bei der Verlosung eine Karte gewonnen!», so ruft einer es dem andern zu – denn, dass die Einschreibungen gewissenhaft geprüft und sorgfältig ausgewählt werden, kommt ihnen gar nicht in den Sinn, für sie ist es eine Verlosung, eine Glückssache. Und das ist auch der Trost für die, die keine Essenskarte erhalten konnten, «No me ha tocado», «Es war eine Niete!», so sagen sie sich und finden sich darein. Manche aber von unseren Alten haben niemand, zu dem sie hätten ziehen können und hausen noch heute im Keller eines von Fliegerbomben völlig zerstörten Gebäudes oder in den noch einigermaßen bewohnbaren Zimmern eines von Granaten zerschossenen Hauses; ein Enkel oder Nachbarskind führt uns dann zu diesen Wohnlöchern unter oder mitten zwischen Trümmern – nie wird man diese Bilder vergessen können.

Und dann kommt der ersehnte Tag, der erste Essenstag. Nur der, der selbst gehungert hat, kann nachfühlen, was das heute bedeutet, täglich eine Mahlzeit sicherzuwissen und dazu eine so gute: zwei Teller kräftige Suppe, 100 Gramm Brot und zweimal in der Woche eine grosse Tasse gekochter Apfelschnitze. So sieht man sie ja auch herbeikommen, unsere abuelitos, dankbare Freude spricht aus ihren sonst so traurigen und von unendlichem

Leid erzählenden Augen. In vier Schichten zu je hundert essen sie, um 11, 12, 2 und 3 Uhr mittags. Matt und zittrig, kränklich, abgehärmt, die meisten von ihnen pelagrakrank – und doch sieht man kaum ein verbittertes Gesicht unter ihnen. Rührend ist es, mit welcher feierlichen Freude sie in den Esssaal treten. Ein ganz altes, zittriges Mütterchen führt eine Blinde und wird selbst nachher von einer freundlichen Nachbarin gefüttert, weil sie den rechten Arm nicht heben kann; ein kleines Mädchel begleitet die lahme Grossmutter an ihren Platz, und besonders nett ist es, wie die Ehepaare unter ihnen füreinander sorgen. «Sagen Sie alles mir», antwortet mir ein Achtzigjähriger, als ich seiner Frau den Platz zeigen will, «la abuela hört schon seit vielen Jahren nichts mehr», und ganz dicht beieinander sitzen sie, ihre beiden Teller auf einer ausgebreiteten weissen oder bunt karierten Serviette, und der Mann schneidet das Brot zurecht. Eine feierliche Stille herrscht im Saal. Man glaubt es kaum, dass da hundert Menschen beisammen sind. Mit einer völligen Hingegenommenheit löffeln sie andächtig ihre Suppe aus, und wenn sie eine kleine Pause machen, lassen sie still ihre Augen durch den Raum schweifen, an den besetzten Tischen entlang, auf denen täglich Blumen stehen, oft von ihnen selbst in Dankbarkeit und Liebe mitgebracht. Dort an einer Wand leuchtet das Schweizerkreuz zu ihnen herab, umrahmt von den Worten «Ayuda Suiza», und von den vier Inschriften oben an den Wänden gefällt ihnen diese eine besonders gut: «Es ist besser ein Gericht Kraut mit Liebe, denn ein gemästeter Ochse mit Hass.»

Wenn man unsere Alten so beim Essen beobachtet, fallen einem bald verschiedene Gestalten auf. Man sieht es gleich: es sind Einzelne aus gutem, früher vielleicht sehr vermögendem Hause. Wer hätte einem General, einem Oberstleutnant vor Jahren gesagt, dass sie einmal, hoch in den Siebzigern, täglich einen weiten Weg gehen würden, um mit den Ärmsten aus dem Volk einen Teller Suppe zu essen, – wer hätte geahnt, dass zwei gebildete und wohlhabende Schwestern später im Alter von

82 und 83 Jahren so von Herzen dankbar die Einladung in die «Cantina para Ancianos» annehmen würden? Kein Stolz und keine falsche Demut ist da. Es ist herzergreifend, mit welcher Schlichtheit sie sich den anderen anpassen. Da sitzt auch unter den Allerelendesten ein durch sein gepflegtes Äusseres, seinen fleckenlosen hellen Sommeranzug, sein schneeweisses Haar sofort auffallender Greis: er war Mitinhaber einer der grössten Seifenfabriken Spaniens – da kam der Krieg, und hungrig stand er jeden Tag mit seiner Frau am Ausgang einer Kaserne, um Essensreste bittend, von der Strassenjugend oft genug verspottet, – bis er den Weg in unsere Suppenküche fand. In dem dankbaren Blick seiner hellen Augen offenbart sich sein ganzes schweres Schicksal.»

*ALICANTE, 8. MAI*

Am 5. ds. traf das Telegramm von zuhause ein... Wie machen, um rasch dort zu sein? Ist es sehr ernst, werde ich noch rechtzeitig eintreffen?...

Das Wunder geschah. Alle halfen, überall klappte es: Ausreiseformalitäten, Fahrt hierher, Flugplatz. Heute Nacht schon werde ich in Marseille den Schnellzug besteigen können.

## ENTFALTUNG

*BARCELONA, 1. JULI*

Am 23. Juni bin ich zum viertenmal in Spanien angekommen. Noch ist kein Ende unserer Arbeit in Sicht. Alles drängt vielmehr zu deren Intensivierung und Ausdehnung.

Im Quäkerhaus habe ich Edith Pye, deren Telegramm mich Anfang Januar 1937 nach Spanien gerufen hatte, angetroffen. Miss Pye ist von den Quäkern eine der erfahrensten Persönlichkeiten auf dem Gebiete internationaler Hilfsaktionen und leitete solche schon während und nach dem Weltkriege. Sie war die treibende Kraft bei der Gründung und ist Mitglied der «Commission Internationale d'Aide aux Enfants Evacués en Espagne», deren Vorsitz Michael Hansson, Präsident des Nansenamtes in Genf, führt.

Die Internationale Kommission bezweckt die grosszügige Hilfe für die hungernden Spanienkinder. Ihre Mittel beschafft sie sich ausschliesslich durch Appelle an die Regierungen aller Staaten. Bis jetzt sind es vor allem die nordischen Staaten und Grossbritannien, welche diesen Folge geleistet und ihr bedeutende Beiträge gewährt haben. Sie hat als Kommissär für Spanien den Schweden de Lilliehoek ernannt.

Die Internationale Kommission hat nun, während ich in der Schweiz weilte, ihre Tätigkeit aufgenommen. Herr de Lilliehoek befindet sich seit einigen Wochen auf seiner ersten Erkundungsreise in Spanien; Miss Pye kam, um mit ihm den definitiven Plan für die Hilfstätigkeit der Internationalen Kommission auszuarbeiten. – Es steht aber jetzt schon fest, dass diese keine eigene Organisation in Spanien aufziehen, sondern gewisse der hier bereits tätigen neutralen ausländischen Hilfsorganisationen mit der Ausführung ihrer Pläne betrauen wird. Dadurch können die von jenen gemachten Erfahrungen ausgenützt und die Arbeit rationell gestaltet werden. – Auch wir sollen dabei mitwirken.

In Erwartung der Rückkehr von Herrn de Lilliehoek habe ich in den letzten Tagen mit Ellen unsere jüngsten Hilfswerke in Katalonien besucht.

Unerwartet trafen wir eines Nachmittags in der Kantine von Cervera ein, zurzeit, als gerade die Merienda (das Zvieri) ausgegeben wurde. Von den ungefähr 350 Kindern erhielt jedes einen guten Teller voll unserer köstlichen Apfelschnitze. Die Helferinnen machten einen sauberen und freundlichen Eindruck, und hier wie anderorts bestätigte sich, welche Freude und Befriedigung es für sie bedeutet, in eine solche Tätigkeit der Zusammenarbeit und Selbsthilfe hineingestellt zu sein und eine kleine Verantwortung zu tragen.

Nebenan befindet sich eine der zahlreichen von Ellen eingerichteten Nähstuben, wo 20 Frauen und Mädchen des hiesigen Refugios unter der Leitung einer erfahrenen Schneiderin den ganzen Tag fleissig schneidern und stricken. Ich sah da Kinderjäckli, aus der Wolle auf getrennter Schweizerkappen gestrickt, und neue Kleider, aus dem von den Quäkern gestifteten Tuch genäht.

Den unvergesslichsten Eindruck machte mir in Cervera jedoch eine Kinderkolonie. Sie untersteht keiner Organisation, sondern ist das Werk einer asturianischen Frau, der, selbst als Flüchtling im Elend lebend, das noch grössere Unglück der Kinder zu Herzen ging. Es gelang ihr, ein leerstehendes altes Haus mit Garten zu finden. Dort liess sie sich nieder und nahm – wie Pestalozzi in Stans – Kinder zu sich. Jetzt sind es schon 44, die hier ein Heim gefunden haben. Es ist zwar recht primitiv, ja armselig, doch sauber. Ein freundlicher und fröhlicher Geist lebt in dem Hause. Unter den Flüchtlingen fand sich auch ein Lehrer, irgendwo einige Bücher, und schon wird nach bestem Können Schule gehalten. Primitiva Fernandez bringt ihr Heim mit den 400 Peseten durch, die sie monatlich von der Gemeinde erhält und mit den Lebensmitteln, die wir ihr geben.

Ich bin bisher keinem Beispiel begegnet, das besser zeigen würde, wie wir mit unseren beschränkten Mitteln und als Fremde in diesem Lande am wirksamsten und am sinnvollsten unsere Hilfe bringen könnten: die vorhandenen guten Kräfte ausfindig machen und sie so weit unterstützen, dass sie selbst wirken und sich entfalten können.

Ein andermal besuchten wir La Garriga, in der Nähe des kürzlich so schwer heimgesuchten Granollers. Dort sind aus ähnlicher spontaner Initiative der Selbsthilfe, unterstützt durch die Behörden und durch unsere Lebensmittelsendungen, vier zusammenhängende Kolonien entstanden, in denen bereits 320 Kinder ein Heim gefunden haben. Es war gerade Sonntag, und viele Mütter und Angehörige kamen aus den Refugios zum Besuche ihrer Kinder. Nachdem sie sich meist nur ungeme von ihren Kindern getrennt hatten, war ihre Freude nun gross, sie wohlgenährt und in gesunder Umgebung wiederzusehen. Natürlich fehlt es auch hier noch an vielem; doch die Hauptsache ist da: ein gesundes Gemeinschaftsleben, Ordnung und Pflege. Das ganze Werk wird von einer zwölköpfigen Flüchtlingsfamilie aus Asturien geleitet. Das sind prächtige Menschen, voller Lebens- und Helferwillen, die in der eigenen unsagbaren Not immer noch die grössere des Nächsten sehen. Die Mutter, eine grosse, kräftige Frau, mit ihrem Jüngstgeborenen auf den Armen, das den Vater nie gekannt hat, und dann die ganze Reihe schon erwachsener Töchter, die die Seele des Werkes sind. Beim Abschied wagte ich doch noch, mich nach den anderen Familienangehörigen zu erkundigen, diese immer wieder gestellte Frage, die fast immer dieselbe Antwort findet. In diesem Falle: Vater mit Stockschlägen getötet, Bruder in Oviedo gefallen, Haus zerstört, Hab und Gut verloren.

Nicht alle Flüchtlinge haben das Glück, mit ihren Angehörigen zusammenzusein. – Wir sahen einen Knaben und ein Mädchen, Geschwister, etwa sechs- und achtjährig, Bauernkinder aus Aragonien. Die übrigen Glieder ihrer Familie kamen

bei der Bombardierung ihres Heimatdorfes um, und auch sie zwei sind nur mit knapper Not dem Tode entronnen. Beide schwerverletzt; jedem musste ein Beinchen amputiert werden. Nun gehen sie an ihren Krücken herum. Noch nie erlebte ich eine stärkere Anklage gegen den Krieg, als den unfassbaren Blick dieser ernsten, stummen Kinderaugen.

Wir besuchten auch Sitges, wo sich hauptsächlich Flüchtlinge aus dem Baskenlande befinden. Hier ist es bisher noch nicht möglich gewesen, Kinder ganz aus den für sie unheilvollen Refugios zu entfernen. Doch sind wenigstens einige Tageshorte entstanden, in denen je 150 bis 200 Kinder tagsüber betreut und ernährt werden. Wir glaubten gerne den paar Lehrerinnen, die sich dieser Kinder annehmen, dass sie in der ersten Zeit ihre liebe Not gehabt hatten, die fast verwahten Kinder einigermaßen beieinander zu halten. Ellen, die vor einigen Wochen schon hier gewesen war, stellte aber eine bedeutende Besserung fest. Die Kinder sind schon sauberer (wir gaben auch hier Seife) und wenigstens notdürftig gekleidet. Von Schulehalten kann bei so grosser Zahl nicht die Rede sein. Aber einige Volkslieder aus allen Teilen der spanischen Lande haben sie schon gelernt und sangen sie uns vor. Dieses Singen lässt sie Leid und Trennung vergessen.

Vorgestern kehrte nun Herr de Lilliehoek von seiner Rundreise durch Regierungsspanien zurück. Es sind ihm dabei sofort die gewaltigen Unterschiede der wirtschaftlichen Lage und der Lebensweise in den verschiedenen Gebieten aufgefallen. Die Arbeitsmethoden der Internationalen Kommission werden sich diesen Verschiedenheiten und auch der Tatsache, dass es schwer halten wird, überall genügend Hilfskräfte zu finden, anpassen müssen. Der Kommissär befürwortet daher, dass den verschiedenen Delegierten grösstmögliche Freiheit in der Gestaltung ihrer Arbeit gewährt werde. Dabei ist er sich bewusst, dass vom rein administrativen Standpunkt und von aussen betrachtet ein solch bewegliches Verteilungssystem kompliziert erscheinen mag.

Als Minimalprogramm hat er die Forderung aufgestellt, dass die Rationen der Internationalen Kommission so bemessen sein sollen, dass der Ernährungszustand aller Kinder nicht weiter ableitet. Er hat also weniger versucht, in den verschiedenen Gegenden die am stärksten unterernährten Flüchtlingskinder ausfindig zu machen, als vielmehr getrachtet, dort den gegenwärtigen durchschnittlichen Ernährungszustand festzustellen. Wenn es auch niemand möglich ist, genaue Zahlenangaben zu machen, so glaubt der Kommissär doch, dass unter den Flüchtlingskindern in Regierungsspanien zurzeit etwa 400'000 ungenügend ernährt sind. Davon ein Viertel bezeichnet er als «schlecht ernährt», die Hälfte als «stark unterernährt»; beim restlichen Viertel bestehe Gefahr des Verhungerns.

Für die erste Gruppe schlägt er eine zusätzliche Ration von 40 g Vollmilchpulver und 10 g Zucker pro Tag vor.

Für die zweite Gruppe braucht es schon zwei zusätzliche Mahlzeiten: ein Frühstück mit Haferbrei (aus 25 g Milch, 10 g Zucker und 25 g Haferflocken) und eine Merienda mit Schokolade und Brot (20 g Milch, 5 g Cacao, 5 g Zucker und 25 g Brot).

Für die dritte Gruppe müsste es ausser diesen beiden Mahlzeiten noch Zusätze zur gegenwärtigen, mageren Mittagkost geben, in Form von Käse, Fleisch oder Hülsenfrüchten.

Alle Kinder sollten im Winter ausserdem Lebertran bekommen.

Die zurzeit verfügbaren Mittel erlauben es der Internationalen Kommission, in Regierungsspanien 40'000 Kinder während sechs Monaten zusätzlich zu ernähren. Der Kommissär hofft aber, die Mittel zu finden, um einem Vielfachen dieser Zahl helfen zu können.

Miss Pye, die nicht nur sehr gut rechnen, organisieren und beurteilen kann, sondern auch mit Vertrauen und Hingabe arbeitet, möchte lieber, dass die Kommission die vorhandenen Mittel auf drei statt auf sechs Monate verteilt, um dann auf Grund der im Gang befindlichen Arbeit für die Beschaffung der für ihre Weiterführung notwendigen Mittel zu wirken.

Bereits erhalten in Katalonien 12'000 Kinder in etwa 50 Kantinen täglich auf Kosten der Internationalen Kommission eine Zwischenmahlzeit. Es sind dies die ursprünglichen Quäkerkantinen und noch weitere, nach gleichem Plan seit kurzem entstandene. Es liegt auf der Hand, dass auch die von uns in Katalonien unterhaltenen Kantinen (für 1'550 Kinder) aus administrativen und technischen Gründen von der Internationalen Kommission übernommen werden sollten.

Der Kommissär wünscht nun, dass im südlichen Regierungspanien die Arbeit durch die amerikanischen Quäker in Murcia (für die Zone Almeria-Murcia-Alicante), im übrigen Teil, d.h. hauptsächlich in den Provinzen Madrid, Cuenca, Albacete, Valencia, durch uns organisiert werde. Der Einfachheit halber wünscht er jedoch nur mit einem einzigen Delegierten im südlichen Spanien zu tun zu haben. Er hat daher diese Aufgabe mir übertragen, wobei die Quäker in ihrem Bereich für die Gestaltung der Arbeit volle Autonomie genießen sollen. Es zweifelt niemand daran, dass wir gut Zusammenarbeiten werden. Rein juristisch ist dies alles noch nicht festgelegt, doch ist das in solchen Situationen nicht das Dringendste.

Für manche Leser dieses Berichtes wird die neue Sachlage wie eine Überrumpelung wirken ... das war sie auch für uns. Ich habe aber nach kurzem Bedenken zugesagt; denn ich bin mir bewusst, dass es für die hungernden Kinder eine verlängerte Wartezeit und für die Internationale Kommission einen grossen Zeit- und Geldverlust bedeuten würde, wenn sie von vorne beginnen und eine eigene Organisation aufbauen müsste. Ihr Eingreifen bedeutet andererseits für die übrigen, kleineren Hilfsorganisationen, dass wir mm unsere Mittel noch mehr als bisher auf Spezialaufgaben konzentrieren können. Auf diese Art ergänzen sich in schöner Weise extensive und intensive Arbeit.

Wenn es auch nicht die Zeit ist, um historische Betrachtungen anzustellen, so kann ich jetzt, an diesem Wendepunkt

unserer Arbeit, nicht umhin, auf ihre Entstehung und Entwicklung zurückzublicken. Ort und Umstände sind dazu wie geschaffen. Es ist ein strahlender Sonntagmorgen, der bis jetzt nicht durch das Geräusch unheilverkündender Flugmotoren gestört wurde. Alfred Jacob und ich sitzen allein im grossen Arbeitsraum des Quäkerzentrums, der an Wochentagen erfüllt ist von emsiger Arbeit. Wir denken zurück an unsere Studienfahrt nach Südfrankreich, wo wir die Möglichkeit der Durchführung einer internationalen Hilfsaktion für die spanischen Flüchtlinge geprüft hatten...

So beglückt ich immer gewesen bin über das, was in der Schweiz für die Spanienkinder geleistet worden ist – weil solches Helfen zu unseren Aufgaben gehört –, so sehr lag mir immer daran, nicht einfach für unser nationales «Prestige» zu arbeiten, sondern – unter Wahrung unserer Eigenart – mich für die Zusammenarbeit mit anderen einzusetzen. Erhält nachträglich unser Schweizer Name dabei einen guten Klang, dann dürfen wir uns darob ruhig freuen.

Wenn wir daher jetzt gerufen werden, unsere Kräfte zum guten Teil in den Dienst einer internationalen Hilfsaktion zu stellen, dann müssen wir freudig ja dazu sagen. Wie in der Schweiz aus verschiedenen Einzelaktionen zugunsten der Spanienkinder die sie umfassende Arbeitsgemeinschaft entstanden ist, wobei die Einzelorganisationen ihre Selbständigkeit und teilweise auch ihr besonderes Arbeitsfeld beibehalten haben, bei gegenseitiger Anregung und Unterstützung zur Förderung des gemeinsamen Zieles, so ist es auch mit einem Teil der verschiedenen ausländischen Hilfsorganisationen in Spanien selbst gegangen.

Das ist ein Stück Friedensarbeit.

## BEWÄHREN

VALENCIA, 12. JULI

Am 5. ds., zwei Tage vor meiner Rückkehr, war unser unermüdlicher und treuer spanischer Mitarbeiter J. neuerdings in den Militärdienst eingezogen und bereits an die Front gesandt worden. Sein Verlust wäre für unsere Arbeit kaum zu ersetzen gewesen; denn während des Jahres, das er mit uns gearbeitet hat, konnte ich ihm nach und nach fast die ganze Verwaltungsarbeit unserer Hilfsaktion überlassen. Als erfahrener Kaufmann und Buchhalter gelang es ihm, Warenkontrolle, Statistik, Rechnungswesen und manch anderes sorgfältig zu führen, unter Anpassung an die Vielseitigkeit und die ständigen Wandlungen unserer Arbeit. Zum Glück hatte mich die telegraphische Mitteilung, dass J. seinen Marschbefehl erhalten habe, noch erreicht, bevor ich Barcelona verliess. Bei der Audienz, die Herrn de Lilliehoek und mir beim Ministerpräsidenten gewährt wurde, gelang es uns, für J. einen Dispens zu erhalten. Ein Stück Papier, das den Wert eines Mannes trug. Nun ist J. wieder zurückgekehrt, wenn auch leicht verwundet. Mit Feuereifer steht er wieder in unserer Arbeit.

Jetzt gilt es, so rasch wie möglich die Arbeit für die Internationale Kommission aufzubauen. Schon ist eine grosse Sendung Milchpulver, Kakao, Zucker und Knäcke Brot im Hafen eingetroffen.

Weil es sich aber um eine verhältnismässig einfache und vor allem einheitliche Aktion handelt und weil wir auf unsere Erfahrungen und diejenigen der Quäker in Katalonien bauen können, hoffen wir, bald die ersten Kantinen eröffnen zu können.

Seitdem die Landverbindung zwischen Zentralspanien und Katalonien abgeschnitten ist, werden gegenseitige Besuche kaum mehr möglich sein. Auf dieser Seite sind wir in erhöhtem Masse auch von der Heimat abgeschnitten. Mit unseren allge-

meinen Konferenzen wird es jetzt aus sein. Mehr als bisher ist jedermann auf sich selbst gestellt.

Unser Transport- und Evakuationsdienst muss sich ständig der neuen Situation anpassen. Nach Beginn der Levante-Offensive hörte die Evakuierung von Madrid an die Küste auf. Während kurzer Zeit gab es für unsere Wagen weniger zu tun. Doch bald – mit dem Näherkommen der Front gegen Castellon – änderte sich die Lage. Kinderkolonien aus der Gefahrenzone mussten nach dem Süden evakuiert werden. Für unseren Evakuationsdienst begann dann Anfang Juni eine neue Periode intensivster Beanspruchung, worüber ich allerdings nur teilweise aus eigener Erfahrung berichten kann, da ich ja erst am 7. Juli wieder nach Valencia zurückkehrte. Doch bereits in Barcelona, auf der zuständigen Amtsstelle, hörte ich anerkennende Worte von der Leistung unserer Wagen, vor allem des «ZWINGLI», welche Flüchtlinge aus der Gegend von Castellon und Segorbe nach Valencia führten. Sehr oft machte der «ZWINGLI» vier Fahrten an einem Tag, beladen mit kostbarer und trauriger Fracht. Bis zu 65 Menschen hat er auf einmal transportiert und in vielen Fällen buchstäblich vor dem Tode gerettet. Sehr oft fuhr der Wagen durch zerstörte Dörfer auf bombardierter Strasse und las einfach die flüchtenden Frauen und Kinder mit ihren armseligen Bündeln auf. Leo kam manchmal in Gewissenkonflikte, wenn einzelne der Flüchtlinge allzuviel Gepäck mitnehmen wollten, wodurch anderen der Platz weggenommen worden wäre. Soweit alles auf dem Dach verstaut werden konnte, liess er sie gewähren. Einmal aber erweichte ihn das flehentliche Bitten eines alten Mütterchens, das sich nicht von seiner einzigen Ziege trennen wollte. Er liess auch sie in den «ZWINGLI» einsteigen. Wenn von den vielen tausend Unglücklichen, die sehnlichst auf die rettenden Wagen mit dem weissen Kreuz im roten Feld warteten, auch nicht alle mitgenommen werden konnten, so gelangten «ZWINGLI» und «NANSEN» allein im Juni doch die Evakuierung von 1960 Menschen, wovon 1'794 Frauen und Kinder.

Das Verhältnis zwischen Ayuda Suiza und Internationaler Kommission ist nun durch eine Art Personalunion charakterisiert. Administrativ sind sie aber voneinander unabhängig. Diese Regelung ist für beide vorteilhaft, da rationeller gearbeitet werden kann. Das Entscheidende ist aber die Tatsache, dass die Gesamthilfe durch die Zusammenarbeit viel wirksamer wird. Es entspricht unseren bisherigen Erfahrungen, unserer Arbeitsweise und nicht zuletzt – so glaube ich wenigstens – den Wünschen unserer Geber in der Schweiz am besten, wenn wir unsere Hilfe auf ganz bestimmte, begrenzte Aufgaben beschränken, deren Lösung sich eine grosse Organisation weniger gut widmen kann. Dafür nur zwei Beispiele:

Als ich kürzlich mit J. eine Rundfahrt durch die Provinz Valencia machte, um zu prüfen, an welchen Orten wir für die Internationale Kommission Frühstücksausgaben an Flüchtlingskinder organisieren sollten, fanden wir z.B. in Jätiva, einem alten Städtchen, das schon ausserhalb der fruchtbaren «Huerta valenciana» liegt, folgende Lage vor: Bevölkerungszahl durch Flüchtlinge ungefähr verdoppelt, schwierige Ernährungslage, Notwendigkeit der Einrichtung einer Frühstücksausgabe für Kinder, gemäss Plan der Internationalen Kommission. – Bei dieser Gelegenheit besuchten wir auch ein erst vor einem Jahr eröffnetes Centro de Puericultura, wie es deren an grösseren Orten nun schon zahlreiche gibt. Arzt und Säuglingspflegerinnen sind da und haben viel zu tun, doch fehlt die Milch zur Abgabe an die nicht von ihren Müttern ernährten Kinder. – Nach genauer Prüfung der Verhältnisse konnte ich die sofortige Lieferung des für die nächsten Monate notwendigen Milchpulvers aus unserem Schweizervorrat versprechen. Diese Hilfe wird gerade jetzt, wo die hitzebedingten Verdauungsstörungen die Säuglinge gefährden, besonders geschätzt. Darüber hinaus aber wird durch sie die Säuglingspflege im Allgemeinen gefördert; denn, wenn die Mütter wissen, dass sie im neuen – noch wenig

bekannten – Centro de Puericultura für ihre darbenenden Kinder Milch erhalten, dann entschliessen sie sich, regelmässig dorthin zu gehen, wobei dann ihre Kinder auch unter ärztliche Aufsicht kommen. Dies ist bei der vielfach grossen Rückständigkeit der Mütter in der Säuglingspflege von Bedeutung.

Die Milchausgabe an Madrider Schulkinder, die seinerzeit vom Spanischen Roten Kreuz organisiert wurde und der die englischen Quäker, die Internat. Kinderhilfe, das Spanische Rote Kreuz selbst und wir gemeinsam die für 3 Monate notwendige Milchmenge zugesprochen hatten, ist nur teilweise noch im Gange, weil die Garantien zur Milchliefereung nicht mehr alle erneuert werden konnten. Auch unsere Verpflichtung ist abgelaufen. Wäre aber nicht die Internationale Kommission auf den Plan getreten, so würde ich der Arbeitsgemeinschaft vorschlagen, jene nach Möglichkeit auf weitere drei Monate zu erneuern. Nun aber können wir unsere Mittel auf andere Aufgaben konzentrieren.

10. AUGUST

Im Vorstand der Arbeitsgemeinschaft ist man beunruhigt über die Auswirkungen der Zusammenarbeit mit der Internationalen Kommission, ja, man scheint sogar zu befürchten, dass die Ayuda Suiza von der Arbeit der neuen, viel mächtigeren Organisation « aufgefressen » werde! – Das Umgekehrte ist eher der Fall: dass man das Verdienst der Internationalen Kommission, wenigstens in unserem Sektor, der Ayuda Suiza zuschreibt. Wenn ich jetzt in meiner neuen Funktion bei Behörden vorspreche, dann tue ich das nicht nur mit der neuen Visitenkarte, sondern auch mit einer entsprechenden mündlichen Präambel. Das hindert allerdings das einfache Volk nicht daran, unsere gesamte Tätigkeit doch mehr oder weniger unter einen Hut zu bringen und daher einfach von der Arbeit «de los Suizos» zu reden.

15. AUGUST

Unsere Arbeit in Madrid hat sich gut weiterentwickelt. Elsbeth, Reto und Willy, die sie nach meiner, Jakobs und schliesslich noch Irmas unerwarteter Abreise allein weiterführen mussten, haben zwar eine nicht leichte Zeit hinter sich. Zur Übernahme der ganzen Verantwortung kam dann noch der Beginn der Arbeit für die Internationale Kommission, kamen Schwierigkeiten in der Verproviantierung, dazu das Einsetzen der grossen Hitze. Alle Kräfte mussten angespannt werden, doch auch jetzt lag Segen über der Arbeit, und alles wendete sich zum Besten.

Amalia, eine uns schon seit längerer Zeit bekannte tüchtige Spanierin, half bei der Leitung des Comedors und der übrigen damit zusammenhängenden Arbeit mit. Sie setzte sich mit grosser Hingabe dafür ein, dass der Geist im Comedor derselbe blieb und dass andererseits auch die bisherige strenge Linie in der Arbeit eingehalten wurde. Sie hat ihre Aufgabe gut gelöst und leitet nun diese Arbeit allein, während Willy sich um das Administrative kümmert.

Zur Feier des 1. Augusts haben uns die Besucherinnen des Comedors eine festliche Überraschung bereitet mit Musik, Reigen und Rezitationen. Inmitten der Not, beim Donnern der Kanonen verbrachten wir mit unsern Frauen und Kindern einige frohe Stunden. Deutlicher als je spürte ich, wie sehr die Forderung «Einer für alle, alle für einen», die in treffender Weise dem föderativen Zusammenleben aller Teile der Schweiz gestellt ist, ebensosehr auch für das Zusammenleben der Völker gilt. Aber sie muss zuerst in den Menschen lebendig gemacht werden, bevor sie sich mit Erfolg in überstaatlicher Gesetzgebung behaupten kann.

Wir haben vor kurzem mit dem Gesundheitsministerium ein Tauschabkommen getroffen: es liefert uns aus seinen für die Zivilspitäler bestimmten Vorräten Reis, gewisse Hülsenfrüchte, Mehl und Öl gegen eine wertentsprechende Menge Pulvermilch. Dies

bedeutet nicht, dass jene Lebensmittel hierin ausreichenden Mengen vorhanden sind, sondern lediglich, dass der Mangel an Milch – besonders für die Spitäler – noch grösser ist. Wir hingegen verfügen hauptsächlich über Milch – und wir täten gut, unsere Sendungen aus der Schweiz noch mehr darauf zu beschränken – ; aber es fehlen uns einige andere Lebensmittel, die für den Betrieb derjenigen Kantinen nötig sind, in denen wir alle Mahlzeiten abgeben. Durch dieses Abkommen vereinfachen wir nicht nur unsere Arbeit, sondern erhöhen die Gesamtwirkung unserer Hilfe.

Schon früher berichtete ich, dass seit Sommeranfang 1937 in Madrid 16 grosse Säuglingsfürsorgezentren funktionieren, in denen gegen 30'000 Kinder bis zu zwei Jahren wöchentlich untersucht werden und die ihrem Alter entsprechende Menge Pulvermilch erhielten. Diese Milchabgabe konnte dank der Pulvermilchsendungen des Comité de Coordination bisher mit nur wenigen zeitweisen Einschränkungen weitergeführt werden. Dadurch erklärt sich die paradox anmutende Tatsache, dass in Madrid, mitten im Kriege, bei der allgemeinen Unterernährung, die Säuglingssterblichkeit im Laufe eines Jahres um 1% herabgesetzt werden konnte. Nach 13monatigem gutem Funktionieren dieser Einrichtung ist der Milchvorrat völlig ausgegangen, da vor kurzem 40 Tonnen hier sehnsüchtig erwarteter Pulvermilch bei einer Bombardierung im Hafen von Valencia vernichtet worden sind. Dieser Tage erfuhr ich von den Bemühungen der Behörden, einen Ausweg aus dieser schwierigen Lage zu finden. Man wird das Loch teilweise und vorübergehend mit einer kleinen Kondensmilchreserve zu stopfen versuchen. Dabei ist man sich aber der verhängnisvollen Folgen bewusst, die in diesen Tagen grösster Hitze der Nahrungswechsel bei vielen der 30'000 Säuglinge bewirken kann, weil gar keine Spezialpräparate gegen Verdauungsstörungen vorhanden sind.

Sofort suchte ich die Leitung der hiesigen Säuglingsfürsorge auf und liess mir die ganze Situation genau darlegen. Die dringend benötigten Spezialprodukte sind albuminöse Milch und

Babeurre. Erstere könnte hier hergestellt werden, wenn das notwendige Ausgangsmaterial – Pulvermilch – vorhanden wäre. Dieses Produkt muss unter den gegenwärtigen Umständen importiert werden. Zehn Tonnen Pulvermilch wären nötig, um die für diesen Sommer in Madrid und in den umliegenden Provinzorten notwendige albuminöse Milch herzustellen. Dawirzum Glück gerade jetzt über eine kleine Pulvermilchreserve verfügten, konnte ich davon zwei Tonnen sofort anbieten. Sie ist nun bereits im Fabrikationsprozess zur Herstellung albuminöser Milch begriffen. Gleichzeitig sandte ich ein Telegramm in die Schweiz und bat um Sendung von Babeurre.

Es gibt in Madrid schon sehr viele von Vitaminmangelkrankheiten befallene Menschen, besonders unter Kindern und alten Leuten. Dieser Tage zeigte mir der uns beratende Arzt auch im Comedor eine Frau mit fortgeschrittener Pelagra, die schon einen ganz schwarzen Hals hat. Das Hygieneinstitut und unzählige dieser Kranken warten nun auf die versprochenen Vitaminprodukte aus der Schweiz, die schon seit einiger Zeit unterwegs sind. – In einem Spezialbericht weise ich noch auf verschiedene andere Einzelprobleme dieser Art hin, deren Lösung verhältnismässig geringe Mittel erfordern, doch sehr vielen Notleidenden helfen würde. Allerdings ist solche Hilfe weniger sichtbar als etwa eine Kantine und daher vielleicht für die Propaganda zu Mittelbeschaffungszwecken weniger günstig. Aber unsere Freunde in der Schweiz werden dies verstehen und uns gerade in solcher Arbeit unterstützen.

Schon seit langer Zeit schwebt uns der Gedanke vor, einen neuen Comedor zu schaffen, der ausschliesslich für kränkliche und rekonvaleszente Kinder bestimmt wäre. Die Auswahl der Kinder könnte in den von uns bereits eingerichteten oder noch einzurichtenden Kantinen der Internationalen Kommission geschehen. Wir könnten dort jeweils die schlimmsten Fälle von Unterernährung aussuchen.



Mit unseren bisherigen Erfahrungen und guten Beziehungen würde es verhältnismässig leicht sein, diesen Comedor zu organisieren, trotzdem die Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Küchenmaterial usw. noch grösser sind als vor einem Jahre, Gestern um Mitternacht kehrte Jakob mit frischer Kraft aus der Schweiz zurück, so dass er – als Spezialist in der Einrichtung von Kantinen – diese vorbereiten könnte. Die Leitung dieses neuen Werkes sollte dann, nach ihrer Rückkehr, Elsbeth übernehmen, die eben ihren dringend notwendigen Erholungsurlaub antritt. Aus dem beiliegenden Budget und aus der Aufstellung über unsere Vorräte dürfte hervorgehen, dass diese neue Aufgabe durchführbar ist.

GENÈVE, 12. SEPTEMBER

Zwei arbeitsreiche Tage sind vorüber. Nicht in der Hitze Valencias, im fiebernden, kämpfenden Spanien, sondern in der herbstlich erfrischten, friedlichen Völkerbundsstadt. Und wie ein bescheidenes Glied eines kleinen Völkerbundes fühlte ich mich dieser Tage in der Sitzung der Internationalen Kommission und in den Besprechungen unter uns Delegierten. Zum erstenmal trafen wir auch unseren Kollegen aus Franco-Spanien. Er bestätigte uns, dass dort nur an wenigen Orten und nur vorübergehend, d.h. im Zusammenhang mit gewissen Kriegshandlungen, spürbare Ernährungsschwierigkeiten auftreten. Ein eigentlicher Mangel bestehe nur in Kleidern (darum sandte übrigens auch unsere Arbeitsgemeinschaft bisher nur Kleider in jenes Gebiet). In der Tätigkeit für die Internationale Kommission hat es ihr Delegierter dort nicht leicht, da nach der neuen Gesetzgebung irgendwelche Gaben ausschliesslich durch die staatliche Fürsorgeinstitution «Auxilio Social» verteilt werden dürfen.

Ich berichtete an der Sitzung über die Arbeit in unserem Sektor, wo wir das im Juli bewilligte Programm der Speisung von 26'000 Kindern mit den zurzeit in 43 Kantinen versorgten

14'500 noch nicht erreichen konnten. Schuld daran sind verspätetes Eintreffen von Sendungen und Transportschwierigkeiten in diesem weitläufigen Gebiet. Dafür wird es uns aber möglich sein, im kommenden Winter um so mehr zu verteilen, besonders in Madrid, wo die offizielle Ration nur noch 850 Kalorien pro Tag entspricht. Mit Nachdruck unterstützte ich die Forderung, die unser Kommissär in seinem ersten Bericht an die Kommission gestellt hatte: dass sie neben Lebensmitteln auch Seife nach Spanien senden solle. Auf einer Besichtigungstournee, die mich Ende August in den Süden geführt hat, konnte ich mich erneut überzeugen, welche verhängnisvollen Folgen das vollständige Fehlen von Seife haben kann: in Almeria z.B. sind 60% der Flüchtlingskinder von Krätze befallen, und sehr viele sind trachomkrank. Aus prinzipiellen und praktischen Erwägungen konnte sich die Kommission jedoch nicht entschliessen, auch Seifensendungen in ihr Programm aufzunehmen. – Es muss um so mehr das Bestreben der verschiedenen privaten Hilfsorganisationen sein, nach Möglichkeit etwas Seife zu verteilen. Im Namen der Ayuda Suiza geben wir in Madrid jetzt schon monatlich etwas Seife an die beiden Entbindungsanstalten, an das Kinderspital und an einige Säuglingsheime.

Bald werde ich auch unserer Arbeitsgemeinschaft Bericht erstatten können. Dabei sollen auch gewisse formelle Fragen bereinigt werden, die durch die Aufnahme unserer Tätigkeit für die Internationale Kommission seit meinem letzten Hiersein entstanden sind. Unsere nach wie vor vom Zivildienst gestellte Equipe ist nun ausführendes Organ zweier Hilfswerke: der Arbeitsgemeinschaft und der Internationalen Kommission.

*AN BORD H. M. S. »ICARUS«, 27. OKTOBER*

Noch ist der letzte Schein der Abenddämmerung nicht ganz verblasst, und wir erkennen in dem nahe vorbeigleitenden blanken Schiff, dem die Matrosen unseres Zerstörers eben durch Auf-

ziehen eines Wimpels ihren Seemannsgruss entbieten, einen italienischen Zerstörer. Er fährt – wohl auch in Sachen Nicht-intervention? – nach Palma de Mallorca. In diesem Hafen sind auch wir heute einige Stunden vor Anker gelegen. Dort stiegen wir aus dem «Ivanhoe», der uns auf seiner Patrouillenfahrt über Nacht aus Caldetas gebracht hatte, in sein Bruderschiff, den «Icarus», um. Die gemütlichen und doch flinken englischen Matrosen, die uns dabei halfen, hatten wohl ihr Ergötzen an uns staunenden Schweizern, die wir uns auf schmalem Felsgrat sicherer fühlen, als bei dem einfachen Sprung von der schmalen Bordtreppe auf das schwankende Boot. – Morgen, so hoffen wir, wird man uns im kleinen Hafen von Gandia, südlich Valencia, an Land setzen. – Wir haben gestern nachmittag Glück gehabt. Der spanische Chauffeur, der uns aus Barcelona nach dem kleinen Hafenort bringen sollte, hatte lange auf sich warten lassen. Unruhig blickten wir auf die Uhr und erkannten, dass wir zu spät waren. Aber anderthalb Jahre Spanienleben liessen uns hoffen, dass es eine Viertelstunde späterauch noch früh genug sein würde. So fuhren wir ab und ermahnten den Chauffeur zur Eile. – In Caldetas, am provisorischen Sitz der aus Barcelona evakuierten englischen Gesandtschaft, an die uns Alfredjacob empfohlen hatte, wurde uns aber erklärt: Zu spät! Sollte sich unsere Hoffnung nicht verwirklichen, müssten wir vielleicht in Barcelona eine neue Reismöglichkeit nach Valencia suchen oder gar den Umweg über Marseille antreten, wo uns drüben doch so viel dringende Arbeit erwartete? Man hiess uns warten... Unsere Augen wichen keine Minute von unserem Traumschiff, das immer noch unbeweglich draussen auf dem Meere lag, wenn auch mit gelichteten Ankern. Da sahen wir Blinkzeichen: wohl Antwort auf die von der Terrasse oben ausgesandten... Ja! – Als uns eine Viertelstunde später drei Matrosen am Landesteg unten empfingen, blickten wir sie kleinlaut an. Wir fürchteten, sie wären ungehalten, dass sie nochmals hatten an Land gehen müssen, um uns zwei Schweizer zu holen. «It's alright», brummten sie lächelnd.

In den zehn Tagen, die ich wieder in Barcelona verbrachte, konnte ich mit Ruth, die seit der Übersiedelung von Ellen nach Valencia die Verantwortung für unsere Arbeit in Katalonien trägt, das Nötige besprechen. Seit der Übernahme unserer Frühstückskantinen durch die Internationale Kommission konnte mit den frei gewordenen Mitteln die Hilfe in den Kinderheimen ausgebaut werden. Im Übrigen wird die Arbeit in ähnlicher Weise wie in Madrid gestaltet. Wir haben insbesondere die Frage der Einrichtung eines Comedors geprüft, der nach den gleichen Grundsätzen wie unser Madrider Comedor für schwangere und stillende Frauen geführt werden soll. Er wird in einigen Wochen schon eröffnet werden können.

Hans und Ruedi sind mit «DUNANH und «DUFOR» für die Versorgung der Kolonien der Ayuda Infantil ständig unterwegs. Diesmal war ich in einer derselben, im «Herzberg», zu Gaste. Mehrere andere tragen, wie diese, auch Schweizer Namen, da sie durch Schweizer Patenschaften erhalten werden. Das Patenschaftssystem bewährt sich sehr gut: 840 Kinder in 24 Kolonien haben schon Paten in der Schweiz, die monatlich je Fr. 15 an die Arbeitsgemeinschaft einzahlen, welcher Betrag in Spanien die Kosten für die Ernährung dieser Kinder deckt. Die Arbeitsgemeinschaft leitet nun diese Unterstützung in Form von Lebensmitteln an die Ayuda Infantil weiter. Sie beschränkt sich dabei auf solche, die in Katalonien besonders fehlen (Milch, Käse, Zucker, Haferflocken usw.). So können auch fast alle anderen, der Obhut der Ayuda Infantil unterstehenden Kinder damit versorgt werden, während sie, zur Kompensation, für das noch Fehlende bei unseren Patenkindern aufkommt.

In den letzten Monaten hat sich ein reger Briefwechsel zwischen den Schweizer Paten und ihren Patenkindern entwickelt, und manch schöne Freundschaftsbande sind so geknüpft worden.

Ohne Zwischenfall und ohne Verluste gelang es uns heute, den Rest der vor kurzem eingetroffenen Lebensmittelsendung aus der Schweiz aus dem Hafen in unser Magazin überzuführen. J. und ich lösten einander bei der Beaufsichtigung der Arbeit des Löschens ab. Die Versuchung, gelegentlich aus havarierten Kisten etwas zu nehmen, ist für die Hafendarbeiter jetzt sehr gross, denn auch sie haben darbenende Familien zuhause. Die immer häufigeren Bombardierungen des Hafens bedeuten für sie eine weitere Belastung. Wir sind daher besonders froh, wenn diese Löscharbeiten so rasch wie möglich erfolgen und geben gerne abends jedem der daran beteiligten Arbeiter ein kleines Lebensmittelpaket mit nach Hause.

Die Arbeit für die Internationale Kommission gestaltet sich komplizierter, als wir ursprünglich dachten, denn manche Beiträge der ausländischen Regierungen werden nicht in bar, sondern in Form von Lebensmitteln zur Verfügung gestellt. Diesen müssen wir dann unsere Verteilungen anpassen. – Vor kurzem traf die erste kleinere Sendung von amerikanischem Mehl ein. Weitere grosse Sendungen wurden uns bereits angekündigt. Wir haben in den letzten Tagen mit unseren amerikanischen Freunden aus Murcia, nach Besprechungen bei verschiedenen Ämtern, bei Bäckereigenossenschaften, bei der Bahnverwaltung dessen Verteilungsmodus festgelegt. Die Hauptschwierigkeit war dabei natürlich die Transportfrage, die nur teilweise durch die Bahn gelöst werden kann. – Morgen wird in einigen unserer Kantinen ein Festtag sein: zum erstenmal werden unsere Kinder ein feines Brötchen – ioog – aus weissem amerikanischem Mehl erhalten.

In der nächsten Zeit erwarten wir auch eine Sendung Lebertran, die von der norwegischen Regierung geschenkt worden ist und diesen Winter besonders für die Madrider Kinder eine grosse Wohltat sein wird.

Wir erfuhren, dass sich unter den 24 Regierungen, die der Internationalen Kommission einen Beitrag gewährten, auch unser

Bundesrat befindet. Das ist gut. Nun dürfen wir Schweizer denken, dass von jedem Becher «internationaler» Milch, den wir täglich unseren Kindern geben, ein Tropfen von der Schweiz geschenkt worden ist.

Brasilien hat – natürlich! – der Internationalen Kommission ein paar tausend Säcke Kaffee versprochen. Sie sind noch nicht eingetroffen; ihre Verteilung bereitet uns aber jetzt schon einiges Kopfzerbrechen. Denn das ist keine spezifische Kindernahrung. Wir werden diesen Kaffee Spitälern und Anstalten geben, und ein paar Säcke sollen auch unseren vielen hundert freiwilligen Helfern in den Kantinen zur Freude und Herzstärkung werden.

Diese Kaffeeseendung erfreut uns aber deswegen so sehr, weil sie ein Exempel statuirt: von dem, was ein Land im Überfluss besitzt, sendet es einem anderen, darbenden jenseits der Meere. Wenn dies einmal auch im Grossen so gemacht wird, dann dürfte ein Anlass, der Kriege auslösen kann, wegfallen. – So wird uns dieser brasilianische Kaffee – noch bevor wir davon getrunken haben – auch im bildlichen Sinne zur Herzstärkung.

#### NEUJAHR 1939

Das Jahresende brachte uns eine warme und schlichte Weihnachtsfeier mit unseren Frauen und Kindern in Madrid, ein Hoffnungsstrahl für das neue Jahr, von dem Millionen unschuldig Leidender den Frieden ersehnen. Unser aller Wunsch ist es, dass er bald auch unsere Arbeit hier überflüssig mache.

## EIN RING SCHLIESST SICH

MADRID, 16. JANUAR

Tod und Leid umgeben uns in unserer Arbeit schon bald zwei Jahre. Wir selbst aber sind verschont geblieben. Uns sandten die Lebenden, um Not zu lindern.

Wenn aber der Tod auch zu jenen Lebenden tritt, wenn auch Leid uns bisher Verschonte erfüllt, dann sind wir nicht mehr allein: uns helfen die Leidenden. Und eindringlicher nur vernehmen wir ihren Ruf.

Lasst uns der Toten gedenken, indem wir den Leidenden dienen.

SANTA POLA BEI ALICANTE, 24.FEBRUAR

Schon seit einer Woche sind wir hier, genügend weit von Alicante entfernt, das in diesen Tagen heftig bombardiert wird. Jeden Morgen nehmen wir von unseren freundlichen Gastgebern Abschied und schleppen unsere Koffer eine Stunde weit zum Flugplatz. Doch unverrichteter Dinge kehrten wir bisher jeden Nachmittag in unser Fischerdorf zurück. Diese unfreiwilligen Ferientage können wir nicht geniessen: lieber wären wir noch in Madrid, oder dann schon in der Schweiz, wohin uns eine Pflicht dringend zurückruft. Dieser unerwartete, verfrühte und wohl letzte Abschied von unserer Arbeit, von diesem Lande und von seinen Menschen fällt uns schwer. Ständig aber denken wir an unsere treuen Mitarbeiter, die wir mit schwerer Verantwortung und Arbeitslast zurücklassen müssen.

Vor kurzem sind Reto und Willy aus der Schweiz zurückgekehrt und brachten uns näheren Bericht über das tragische Geschehen der letzten Januartage in Katalonien, von der Flucht von mehr als vierhunderttausend Menschen nach Frankreich und von unseren Mitarbeitern, die mit ihren Wagen und einer Anzahl Kinder wider ihren Willen in diesen Strudel hineingezogen wurden und ebenfalls in Frankreich landeten. Hans und Ruedi warten jetzt mit den beiden Wagen in Marseille eine

Verschiffungsmöglichkeit nach Valencia ab, um hier ihre Tätigkeit fortzusetzen. An Ruth schrieb ich, sie solle alles daransetzen, um, wenn möglich, wieder nach Barcelona zurückzukehren. – Die Versorgungslage Zentralspaniens wird immer schwieriger, weil die wenigen noch vorhandenen Häfen immer unbenutzbar werden. Es ist aber ein Glück, dass unsere Lebensmittel Vorräte – die wir immer mehr dezentralisieren – recht ansehnlich sind, vor allem diejenigen der Ayuda Suiza, die noch bis gegen Sommeranfang reichen werden. Die Vorräte der Internationalen Kommission sind ebenfalls bedeutend, werden jedoch nicht so lange reichen, da wir die Zahl der täglich in ihren Kantinen ernährten Kinder auf 65'000 allein in unserem engeren Arbeitsgebiet (Provinzen Madrid, Valencia, Albacete, Cuenca) gesteigert haben. Weitere grosse Lebensmittelsendungen, Tausende von Tonnen, sind unterwegs.

Ruth berichtet über das Ende unserer Arbeit in Katalonien: «19. Januar: Kaum hatten wir in Villafranca del Panades die Kantine besichtigt und mit dem Personal die zu treffenden Massnahmen besprochen, so erlitt die Stadt eine der heftigen Bombardierungen, denen sie seit drei Tagen fast ununterbrochen ausgesetzt war. Sie löste eine kopflose Panik aus. In Villanueva y Geltrù, wo wir unsere Tätigkeit auch ausdehnen wollten, wurden die 400 drei- bis siebenjährigen Kinder wegen immerwährender Bombengefahr nur noch in Gruppen von zehn in die Kantine zugelassen. Im Spital lag ein Saal voll Stöhnender: Verwundete von der unmittelbar vorher erlittenen Bombardierung. Mit Schauern vernahmen wir, dass am Tage vorher vier Kinder den Bomben zum Opfer gefallen waren. Ein dreimonatiges, zwei-, drei- und vierjährige Kinder derselben Mutter und ein grösseres. Im Spital fehlte es an allem.

24. Januar: An diesem denkwürdigen Abend blieb alles auf. Ich arbeitete bis 3.<sup>15</sup> Uhr; kaum hatte ich mich hingelegt, so hörte ich einen Lastwagen vorfahren. Ich horchte auf, als ich

durch die Stille der Nacht meinen Namen vernahm. Ruedi mit dem «DUNANT» und einer Anzahl Ayuda-Infantil-Leuten samt Gepäck standen vor dem Tor. Rasch wurde das Nötigste an Dokumenten zusammengerafft und hinuntergetragen. ‘

26. Januar: Kanonendonner dröhnte über die Hügel von San Pedro Martir, das Knattern der Maschinengewehre zerriss die Luft. Die Kinder erkletterten den Camion in fieberhafter Angst. Bei der Plaza Tetuan wurden wir Zeugen eines unvergesslichen Schauspiels. Die hungrige Menge hatte das Magazin der Ayuda Infantil mit Revolverschüssen gestürmt. Umsonst hatte der Verwalter versucht, es gegen die 200 bis 300 wütenden Menschen zu verteidigen. Jetzt waren sie daran, das noch 60 Tonnen enthaltende Lager auszuräumen. Wir sahen sie mit vereinten Kräften die schweren Säcke über die Schwelle zerrren. Dort wurden sie sofort von den draussen Wartenden überfallen, die sich dutzendweise mit Messern darauf stürzten, die Säcke aufschlitzten und von dem herausquellenden Inhalt sich gierig aneigneten, was sie konnten. Aus den balgenden Knäueln wälzten sich streitende Haufen nach allen Seiten. Kisten- und sackweise wurden die Lebensmittel davongeschleppt. Reis und Linsen bedeckten den Boden. Vor dem Magazin der Cocencoo spielte sich dasselbe ab, während vor unserer Ayuda Suiza noch alles ruhig war. Wir hörten, dass die Regierung abgereist war und befohlen hatte, die Lebensmittellager zu schliessen. Das war nun die Folge. Es blieb uns also nichts anderes übrig, als schleunigst unsere Menschenfracht nach der Kolonie San Celoni zu bringen.

27. Januar: Bis dahin hatte sich der Verkehr ausserhalb der Städte und Dörfer noch verhältnismässig gut abgewickelt. Jetzt aber bewegten sich lange Karawanen von Fussgängern und Karren aller Art auf den Strassen vorwärts. Mit Sack und Pack flüchteten sie. Die alten Leute und die kleinen Kinder sassen meistens oben auf dem Hausrat zwischen den Kesseln, Pfannen, Stühlen, Matratzen, den Hühnern und Kaninchen, während der Rest der Familie mit den Tieren, Eseln, Kühen, Schafen und

Ziegen hinterher wanderte. Sie waren müde, verhärtet, abgemagert, zum Teil mit ihrer beweglichen Habe schon tagelang unterwegs. Wir beobachteten, wie sie sich unter den Ölbäumen zum Schlafen einrichteten oder auf offenem Felde eine Ziege häuteten. Es war eine Flut, die sich unaufhörlich vorwärtswälzte, die sich verkeilte, verbohrte, verstopfte und mühsam wieder auseinanderwand, die weinte und klagte und doch voll Hoffnung in der Richtung nach Frankreich zog. Ein trostloser, beklemmender Anblick! Fragte man die Leute: «Warum flüchtet ihr?», so zuckten sie die Achseln: «Weil sie uns alle getötet hätten». Der alte Mann, die alte Frau, sie verliessen ihr Heim, um sich einer unsichern Zukunft auszusetzen, nur aus Angst vor einem unbekanntem Begriff. Das war der Terror, das Werk der Bomben! Alberto und Juana brachten von Figueras eine trostlose Beschreibung von der Einrichtung der Regierung im dortigen Schloss zurück. Tische und Stühle seien so hoch mit Dokumenten und Schreibmaschinen bedeckt gewesen, dass der Minister die Dokumente zum Unterzeichnen gegen die Wand gehalten habe. Man erhalte den Eindruck einer ausgesprochenen Flucht.

28. Januar: Einen Seufzer der Erleichterung stiessen wir aus, als plötzlich Ruedi mit der Kolonie Tibidabo heil dahergefahren kam. So hatte sich die ganze Ayuda Suiza wie durch ein Wunder wiedergefunden. Nach seinem Bericht war er um 3 Uhr morgens aus San Celoni vor den Truppen geflohen und hatte danach 5 Stunden in einem «Zapfen» gesteckt. Während er seine Kolonie versorgte, brachten wir unsere Kinder im Dunkel und im Regen in das abgelegene Dorf. Meine Bemühungen, mit den Quäkern zusammenzukommen, blieben auch an diesem Tage erfolglos. Der Abend vereinte uns alle in Puigflorit. Die Möglichkeit einer Weiterarbeit in Katalonien war ausgeschlossen. Man beschloss, sofort mit der Evakuierung der Kinder nach Frankreich zu beginnen.

29. Januar: In der Nacht ging ein Sturzregen nach dem andern nieder. Doch am Morgen glänzte die Sonne in den Pfützen.

Die Kinder waren alle früh erwacht, voll lebendiger Erwartung all des Neuen. Dass es eine Fahrt mit Hindernissen werden sollte, ahnten sie ja ebensowenig wie wir. Gegen Mittag war alles, die ganze Kolonie «Garcia Lorca», ein Teil der «Granja de Teia», Gepäck, Lebensmittel und Personal, auf den Wagen verstaubt. Der imposante Zug setzte sich in Bewegung. Schon bald fingen unsere Kleinen in aller Unschuld und Fröhlichkeit an zu singen, so dass sich mehr als eine arme Flüchtende nicht verwehren konnte, mit einem Lächeln zu ihnen hinaufzublicken. ----- Es folgte eine denkwürdige Nacht. Bis zum Zollgebäude La Junquera liess man uns vordringen. Dort sollten wir warten, angeblich bis oben die Strasse frei werde. Ein Teil der Kinder suchte mit vielen andern Flüchtenden im Zollhaus Obdach, die andern blieben, zugedeckt mit der Zeltbahn, auf dem Wagen. Sachter Regen hatte zu rieseln angefangen. Die zwei Kleinsten, knapp drei- und vierjährig, holte ich in die warme Kabine des «DUFOR». Als sich der Regen verstärkte, brachen die am Wege lagernden Gestalten auf und suchten Schutz. Überall irrlichterten Feuer unter den Bäumen, Hunderte von Flüchtlingen verbrachten die kalte Winternacht im Freien. An Schlaf war nicht zu denken, der Regen trommelte, Hunde bellten, jammernde Kinderstimmen tönnten, vorbeifahrende Autos tuteten. Mitten in der Nacht weckte eine schrille Autohupe den Vierjährigen, dass er aufschoss und mit kläglichem Stimmchen sagte: «Ich möchte abliegen». – «Ja, lieg du nur, da ist genug Platz», erwiderte das inzwischen auch hell erwachte Dreijährige mit viel Mütterlichkeit, drückte das müde Köpfchen wieder auf die zusammengefaltete Wolldecke nieder, legte das Ärmchen um ihn, damit er nicht friere, und ruhig schliefen diese zwei Heimatlosen.

30. Januar: Unendlich dehnte sich die Nacht. Als die Feuerlein verqualmten, tagte ein nasskalter Morgen. Die Kleinen erwachten, steif vor Nässe und Kälte. Langsam rutschten wir im Lauf der Stunden vor, zwischen den Karren und Sanitätswagen, den Camions und Limousinen höherer Funktionäre, krampfhaft

einander im Auge behaltend, bis wenige Meter vor die Grenzkette in Le Perthus. Dort blieben wir hoffnungslos stecken. Die Grösse und Tragik des Stückes Weltgeschichte, das sich vor unsern Augen abrollte, lernten wir in diesen zwölf Stunden nur zu gut kennen. Was wir am Abend vorher in der Dunkelheit nicht in seiner ganzen Weite erkannt hatten, das wurde uns jetzt wie an einem Filmband in grausamer Deutlichkeit gezeigt: Nämlich Tausende und Tausende von Fussgängern, die der Grenze, als dem rettenden Pol, zustrebten mit dem einen Gedanken: «Nur aus Spanien heraus, dann hört das Elend auf», die Kopf an Kopf gedrängt, schoben, drückten, auf und nieder wogten; Hunderte verunglückt am Weg liegende Autos und Lastwagen; zerbrochen liegengelassene Karren, herrenlos irrende Tiere; dieses Elend nicht verstehende, weinende Kinder neben ihren verzweifelnden Müttern; die von Unrat, Matratzen, Wolldecken, Papieren und Speiseabfällen bedeckte Strasse und die solchem Chaos erfolglos entgegenarbeitende Verkehrspolizei.

Wir wurden Zeugen unglaublicher Szenen: «Nieves, vida mia, wo bist du? » hörte ich mehrere Male eine Mutter voll Angst rufen. Wieviel Kinder mögen in der unaufhaltsam vorwärtsschiebenden Menge ihre Mütter, wieviel Mütter ihre Kleinen verloren haben! Eine Frau ging vorüber, gebeugt unter der Last auf ihrem Kopf, ein schweres Kofferchen in einer Hand und ein Bündel in der anderen. An ihren Rockfalten hing ein dreijähriges Kind, das seinerseits ein zweijähriges nachschleppte. Beide Kinder weinten vor Müdigkeit und Elend und heulten endlich laut, als die Mutter in hysterisch erregtem Wortschwall versuchte, sie zum Schweigen zu bringen. Eine andere Frau, mit einem kranken Säugling auf dem Arm, erzählte, dass ihr ältestes Kind durch eine Mitrailie in Gerona umgekommen und dieses, ihr letztes, nun am Sterben sei. «Seit vielen Tagen hungern wir», klagte eine Madriderin mit zwei bleichen Kindern, «dabei hatte ich in Carabanchel 116 Kaninchen, 160 Hühner und viele Ferkel». Einen Augenblick darauf, als plötzlich ein Ruck die

Autokolonne bewegte, zerriss ein vielfacher Schrei die Luft. Ein Verkehrspolizist war zwischen zwei grosse Lastwagen eingeklemmt worden. Eben trug man ihn auf einer Bahre fort, mit eingedrücktem Brustkasten. Daneben drückte ein sechsjähriges Kind im Verstohlenen einen heissen Kuss auf ein Stücklein Schokolade, das wir ihm gegeben hatten.

Der Regen troff. Die weggeworfenen Matratzen und Decken hatten sich vollgesaugt und spritzten, wenn man darauf trat. Es war trostlos. Die Erbsen und Linsen schwammen in der braunen Brühe davon. Einmal gab es ein grosses Gedränge, denn das Genfer Komitee, das in Puigcerda ein Kinderspital geführt hatte, kam und teilte heissen Kakao aus. Mit dem Wort: «Para los niños» (Für die Kinder) wurden die Grossen zurückgewiesen. Aber einer jungen Blinden füllte man trotzdem die hingestreckte Milchbüchse bis zum Rand. Mit glücklich verklärtem Gesicht tauchte sie wieder in der Menge unter.

Die Grenze hätte um 12 Uhr geöffnet werden sollen: jetzt war es 5 Uhr nachmittags, und immer noch warten wir auf dem gleichen Fleck. Bereits dunkelte es. Die Kinder durften nicht noch eine zweite Nacht auf dem Camion verleben. So bahnte ich mir in Begleitung Albertos, fest entschlossen, den Durchgang zu erzwingen, einen Weg durch die Menge, zwischen den Camions und Sanitätswagen durch nach der Kette. Dahinter standen zwei Doppelreihen Senegalneger mit breiten, schwarzen Gesichtern. Mit Mühe schlüpfen wir durch die respektinflössende Menge von französischen Zollbeamten, Militärpersonen und Wachen zum Konsulat, wo wir zum «Commissariat Spécial» weitergeschickt wurden. Dort erhielten wir nach langer Mühe endlich die Erlaubnis, die Grenze zu passieren. Voll Glück begaben wir uns wieder zur Kette. Doch dort hörten wir vom Kommandanten, dass eben die neue Order gekommen sei, dass niemand durch dürfe. So warteten wir noch einmal zwei Stunden. Dann wurde plötzlich die Zivilbevölkerung zurückgedrängt, und der Autozug setzte sich langsam in Bewegung. Der

«DUNANT» passierte die Grenze, dann der Whippet und darauf der «DUFOR» mit Anhänger.

Geschenkt wurde uns wirklich nichts. Bald nach Le Boulou ging dem «DUFOR» der Atem aus (dem Whippet war er schon die längste Zeit ausgegangen), so dass am Montag, 30. Januar, 1939, um 10.<sup>30</sup> Uhr abends der Verkehrspolizei von Perpignan ein ungewöhnlicher Anblick zuteil wurde. Ein mit «Ayuda Suiza» bezeichneter Wagen schleppte, hochbeladen mit Kindern, einen andern ebenfalls mit «Ayuda Suiza» bezeichneten und mit Kindern beladenen Wagen samt Anhänger, und dieser zog noch ein lahmes Personenauto nach sich. Sie geleitete den aufsehererregenden Zug aufs Freundlichste zum Hospital San Luis, wo wir die 82 erschöpften Kinder nach einem warmen Mahl endlich auf weiches Stroh betten durften. Fünf von ihnen mussten sofort ins Spital in Pflege gegeben werden. Die Weiterfahrt nach der Kinderkolonie in Sète ging, nach in der Präfektur eingeholter Erlaubnis, gut vor sich. Die Kinder erholten sich prächtig in wenigen Tagen. Am Samstag, 11. Februar, wurden sie weitertransportiert in die Schweiz.»

*SAN SEBASTIAN, 20.APRIL*

Mit einer ersten Gruppe von 46 aus der Schweiz heimkehrender Spanienkinder trafen wir heute Mittag in Irün ein. Irün?----- Das war ja in den Augen vieler das Fanal dieses Bruderkrieges gewesen, der nun vor einem Monat zu Ende gegangen ist.

Von unseren Mitarbeitern in Madrid und Valencia haben wir bisher nur spärlichen Bericht erhalten. Es scheint, dass wenigstens die Arbeit in Madrid weitergeht. Wir dürfen uns nicht durch gewisse Alarmnachrichten entmutigen lassen. Sicherlich ist es den massgebenden Stellen in den Wirren der ersten Tage nicht möglich gewesen, den Charakter der verschiedenen Hilfsorganisationen genau auseinanderzuhalten. Ich halte eine Weiterarbeit nicht für ausgeschlossen, wenn man uns ein Minimum an Bewegungsfreiheit und Möglichkeit der Kontrolle unserer Verteilungen zusichert.

Nachdem wir unsere Kinder bis zu ihrem Bestimmungsort, Barcelona, begleitet haben werden, will ich unsere Freunde in Madrid und Valencia besuchen und dann nach Burgos eilen, um bei den massgebenden Regierungsstellen wenn möglich Abmachungen für unsere Weiterarbeit zu treffen.

*HENDAYE, 10. MAI*

Für uns folgte dann eine 24stündige Reise in einem von heimkehrenden Soldaten überfüllten Zuge. Das Kriegsgeschehen schienen sie schon vergessen zu haben: sie sprachen viel von dem, was sie zu Hause antreffen, und von dem, was sie dann tun würden. Einer, ein braver Valencianer Bauer, der seit bald drei Jahren von Hause fort gewesen war, trug ein kleines Kind mit sich, ein elternloses Flüchtlingskind, das er irgendwo aus Erbarmen zu sich genommen hatte. Mit zärtlicher Unbeholfenheit löffelte er ihm zu jeder Tages- und Nachtstunde irgend etwas ein. Müde erreichten wir beim Morgengrauen und strömendem Regen Barcelona. Ein Autobus brachte uns zum Sitz der Minderjährigenfürsorge, wo die Kinder von ihren Angehörigen in Empfang genommen werden sollten.

Wir brachten dort den ganzen Vormittag zu und erlebten das Wiedersehen unserer Kinder mit ihren Eltern. Doch über diese Bilder höchsten Glückes glitt ein Schatten, als wir vernahmen, dass viele der Eltern schwere Not, ja Hunger litten. Da mussten wir an die Pflegeeltern in der Schweiz denken, die gerne die Kinder noch länger beherbergt hätten. Und doch begriffen wir, dass es jetzt richtig war, die Kinder ihren Eltern zurückzugeben. Man muss bedenken, dass es kaum eine Familie in Spanien gibt, die nicht durch den Krieg heimgesucht wurde. Dazu kam die zweijährige Hungersnot. In dieser dunklen Zeit blieb den meisten Menschen nur eine Hoffnung: sich zu vereinen mit ihren Angehörigen. Mehr als in manch anderem Lande bildet in Spanien die Familie die stärkste, oft einzige Gemeinschaft. Staat, Sprache, Rasse bedeuten dagegen wenig. Das lasen wir

auch aus den Augen dieser wartenden Mütter in Barcelona. Ob-  
schon am Vorabend im Radio bekanntgegeben worden war, wel-  
che Kinder eintreffen würden, eilten an diesem Morgen hun-  
derte anderer Mütter herbei und fragten nach ihren Kindern.  
Ich erinnere mich einer armen, kränklichen Frau, die mich  
fragte: «Ist mein Juanito auch dabei?» Ich fragte nach dem  
vollen Namen ihres Kindes und wo er sich auf gehalten habe.  
Mit hilflosem Blick sagte sie: « Ich glaube, er war in Frankreich».  
Nachdem es sich aber doch herausgestellt hatte, dass sich das  
Kind in einer unserer schweizerischen Kinderkolonien in Frank-  
reich befindet, gelang es mir nicht, sie zu überzeugen, dass  
es ihm ebensogut gehe, wie diesen heimgekehrten Kindern.  
Sie liess sich nicht beschwichtigen und sagte, so lange sie ihr  
Kind nicht habe, finde sie keine Ruhe und könne nicht arbei-  
ten. Da heisst es einen Mittelweg einschlagen zwischen zwei  
Extremen: Die Kinder möglichst lang bei uns behalten, wo  
es ihnen gut geht, oder sie sofort heimbringen, wo sie wieder  
in grosse Not kommen.

In Barcelona suchte ich auch Alfred Jacob auf. Statt in dem  
grossen Hause, in dem zuletzt ein halbes Hundert Mitarbeiter  
ein- und ausgingen und die zahlreichen Hilfswerke der Quäker  
und der Internationalen Kommission leiteten, lebt er jetzt in  
einer kleinen Wohnung. Allein versucht er – wie in den ersten  
Tagen seiner Tätigkeit – wieder zu Fuss und per Tram in der  
weitläufigen Stadt von Pontius zu Pilatus laufend, zu retten,  
was nicht mehr zu retten ist. Von den 14 Lebensmittelmagazi-  
nen, die er zuletzt verwaltete, wurden 13 in den unruhigen letz-  
ten und ersten Tagen um den Regimewechsel gestürmt oder  
requiriert. Von den vielen über ganz Katalonien verstreuten  
Kantinen dürfte kaum eine mehr bestehen.

In Madrid traf ich unsere Freunde im alten Heim wohlbehal-  
ten an. Grosse Kisten, in welche die Archive unserer zweijährigen  
Arbeit verpackt wurden, deuteten auf die neue Lage hin.



Es gab ein langes Erzählen; denn viel ist während den mehr als drei Monaten meiner Abwesenheit geschehen. In der letzten Woche vor dem Fall der Stadt, als gewisse extreme Elemente einen letzten Verzweigungskampf lieferten, hatten schwere Kämpfe unmittelbar um unser Heim getobt. Ringsum waren alle Häuser von Soldaten besetzt. Unsere Leute konnten das Haus nicht verlassen, weil dieses sonst auch als Festung benutzt und geplündert worden wäre. Eine volle Woche lebten sie daher im Kreuzfeuer der Kämpfenden, die oft nicht einmal wussten, zu welcher Partei ihre «Gegner» in den gegenüberliegenden Häusern gehörten. Das war der tragische Abschluss eines Krieges, der ebenso tragisch begonnen hatte.

In Valencia, wohin mich ein Abstecher auf unserer altbekannten Strasse führte, waren die Ereignisse für unsere Mitarbeiter am unangenehmsten. Am Tage der Übergabe erschienen sofort Bewaffnete auf dem Bureau und forderten mit vorgehaltenem Gewehr die Magazinschlüssel. Es gelang, den Zwischenfall gütlich beizulegen.

Die Ayuda Suiza besass in Valencia selbst keine Warenlager oder Werke mehr, wohl aber die Internationale Kommission. Und da mussten wir die sehr traurige Erfahrung machen, dass die hereinströmende Armee viertausend Tonnen (3 Schiffsladungen) hochwertiger Lebensmittel kurzerhand beschlagnahmte und verschleuderte, zum Teil durch Verkauf an Hotels und Geschäfte. Das war eine grosse Enttäuschung. Es wird behauptet, dass, wenn in den ersten Tagen der Umwälzung nicht so viel zerstört worden wäre, die Situation jetzt nicht so schwierig wäre.

Solche Vorfälle zeigen nicht etwa die Einstellung dieser oder jener Regierung, sondern beweisen nur, dass da, wo Gewalt zur Methode der Auseinandersetzung gewählt wird, die Folgen auch immer Gewalttätigkeiten sein werden. Unmittelbar jedoch lassen sie sich aus zwei Gründen verstehen: Der Fall der Stadt kam unerwartet, und die Soldaten strömten herein, bevor die Armeeführung in der Lage war, sie richtig zu übernehmen. Dazu kam noch – und dies ist wohl der Hauptgrund – dass in jenem

Spanien das Volk, vor allem aber die Soldaten, in keiner Weise wussten, wie es in diesem Spanien aussah. Als sie in die Städte eindrangen, meinten sie, den Teufel austreiben zu müssen, und taten dies, indem sie sich wie Beelzebub gebärdeten. Der Krieg wurde eben geführt als ein Kreuzzug gegen die Anders-Gläubigen.

Es war uns daher eine grosse Genugtuung, dass in Madrid unsere Ayuda Suiza neben dem Internationalen Roten Kreuz die einzige ausländische Hilfsorganisation gewesen ist, die unverseht blieb. Dies ist wohl darauf zurückzuführen, dass wir uns immer jeder politischen Stellungnahme, jeder Begünstigung Angehöriger der einen oder andern Partei enthalten haben. So waren nun Menschen da, die um unsere Grundsätze wussten, unser Werk kannten und daher für uns eingestanden sind: der Ayuda Suiza in Madrid wurde gestattet, ihre Arbeit noch während einem Monat weiterzuführen und in Ruhe zu liquidieren.

Jetzt, nach Aufhören der Feindseligkeiten, besuchten wir einmal die Kampfstellungen in den Vorstädten Madrids, von wo uns zwei Jahre lang die Granaten zugeflogen waren. Das Erschütternde waren nicht die Ruinen, sondern das Bild von Menschen, die darin wieder leben müssen. Ich erinnere mich eines über 70 Jahre alten Mannes und seiner Frau. In «ihrem» Trümmerhaufen, in Carabanchel, war es ihnen gelungen, ihren Herd wieder freizulegen, und nun kochten sie darauf in einer alten Konservenbüchse irgendeine Suppe.

Nun ist unsere Tätigkeit zum Abschluss gekommen. Glücklicherweise wären wir heimgekehrt, wenn wir wüssten, dass auch unsere Aufgabe gelöst wäre. Wenn man uns fragt: «Was können wir in Spanien noch tun?», so müssen wir antworten: «Vorläufig nichts». Denn wenn wir zwei Jahre lang unseren Gebern in der Schweiz genau Rechenschaft ablegen konnten über die Verwendung ihrer Gaben, so dürfen wir ihnen jetzt nicht zumuten, sie einer politischen Organisation zur Verteilung zu überlassen. Wir haben zwar, bei unserem Besuch in Burgos, den Behörden er-

klärt, dass wir weiterhin bereit seien, zu helfen, falls wir die entsprechenden Zusicherungen erhalten würden. Es bleibt auch zunächst einer unserer Mitarbeiter in Spanien zurück. Wir ändern aber schiedenen schweren Herzens, weil wir sahen, dass viele Unglückliche jetzt erst recht der Hilfe bedürften.

Unser Werk ist nicht beendet, so wenig wie im Grunde genommen der Krieg beendet ist. Wohl gibt es keine Fliegerangriffe mehr. Aber wirklicher Friede herrscht noch nicht. Und der Siegestaumel, der in den ersten Tagen den einen Teil der Bevölkerung ergriffen hatte, ist auch verflöge 1. Gerade dass es Siegestaumel der einen und nicht Friedensfreue è aller war, zeigt: die Probleme sind nicht gelöst. In den ersten entscheidenden Wochen nach Kriegsende wurde von den Siegern der psychologische Moment verpasst. Wie die unheilvollen Dinge, die auf der republikanischen Seite während der ersten Kriegsmonate geschahen, den Keim zur Niederlage legten, so verpassten die Sieger mit ihren Taten in den ersten Wochen und Monaten nach dem Kriege die Gelegenheit zur wirklichen Befriedung, die nur die Frucht wahrer Versöhnung sein kann. Bei einem grossen Teil des Volkes wäre bei Kriegsende die Bereitschaft dazu vorhanden gewesen. Auch wenn man die Programme der verschiedenen Parteien betrachtet, sieht man erstaunlich grosse Ähnlichkeiten: In ihren Worten gleichen sie sich sehr. Aber es hätten von beiden Seiten Menschen guten Willens zusammenkommen und einander die Hand reichen sollen zu gemeinsamer aufbauender Arbeit.

Es gibt viele gutmeinende Leute, die traurig sind über den Ausgang dieses Krieges. Vielleicht ist es aber gut, dass eine an sich gerechte Sache, die ihre Waffen mit Unrecht befleckte, eine Niederlage erleidet. Denn dadurch besteht die Hoffnung, dass sie gereinigt und geläutert später wieder auferstehe.

## EIN NEUER RING IN DER KETTE

Die Kinderhilfe in Spanien war nicht etwas Neues. Die Menschen, die sie dort und in der Schweiz trugen, fühlten sich als Glied einer Kette. Für die einen hatte sie in der sehr viel grösseren Kinderhilfsaktion nach dem Weltkrieg begonnen; für die anderen mit der Arbeit jener ersten Zivildienstler, Freiwilligen, die aus Deutschland, England, Frankreich, der Schweiz und anderswoher kommend, bald nach Aufhören jenes Krieges im zerstörten Esnes bei Verdun sich in gemeinsamer Wiederaufbauarbeit vereinigt hatten. Andere dachten an Henri Dunants spontane Aktion in Solferino oder an Pestalozzis Arbeit in Stans. Und wieder anderen leuchtete das Gleichnis jenes Mannes aus Samaria, der auf dem Wege zwischen Jerusalem und Jericho einem Menschen begegnete, der seiner Hilfe bedurfte.

So schloss sich auch an die Arbeit in Spanien, noch ehe sie ganz zum Abschluss gekommen war, ein neues Glied in der Kette.

Der Strom von über vierhunderttausend Flüchtlingen, die unerwartet, innert wenigen Tagen, die äusserste Ecke Südfrankreichs überflutet hatte, schuf eine Notlage und stellte gewaltige Aufgaben. Manch braver Mann, der durch die Zeitungen von jenem unsagbaren Elend las, warf sich in die Brust und glaubte, sich entrüsten zu müssen über das vermeintliche Versagen der französischen Behörden. Wer aber die Dinge an Ort und Stelle sah, weiss, dass die Behörden in mancher Hinsicht Grosses leisteten. Doch unendlich viel blieb noch zu tun übrig.

Im Februar fuhr Karl, halb gerufen, halb gesandt, nach Südfrankreich, und sehr bald folgten ihm weitere Helfer; anfangs alles solche, die schon in Spanien gearbeitet hatten. Sie besuchten die riesigen Flüchtlingslager, nahmen Fühlung mit den Behörden und Hilfsorganisationen. Allen Schwierigkeiten zum Trotz – denn Kontroversen politischen Charakters verdeckten wiederum manchem Beamten und mancher Hilfsorganisation die Sicht

auf die einfachen Aufgaben der Menschlichkeit – entstanden bald für jene Unglücklichen ein paar kleine Inseln der Zuflucht.

Von aller Not sah Karl zuerst die der werdenden Mütter. In einem alten Pferdestall, auf schmutzigem Stroh, hatte er solche gesehen; auf dem Zementboden leerer Fabrikgebäude ruhten sie und warteten ihrer Stunde. Welcher Unterschied zu einer wohleingerichteten Frauenklinik bei uns! Aber wenn die Mittel nicht da sind, um etwas Vollkommenes zu schaffen, wenn auch dazu die Zeit nicht mehr reicht, dann dürfen wir nicht die Hände in den Schoss legen: wir müssen uns bescheiden mit dem Primitiven und Schlichten, die Vollkommenheit aber in der Hingabe zu verwirklichen trachten.

Schwester Betty, die etwas später in die neu eröffnete «Maternité suisse » nach Brouilla (später nach Eine verlegt) kam, schrieb uns:

«In fünf grossem und drei kleinem Zimmern waren 40 Feldbetten aufgeschlagen. Die Kleinen schliefen in ‚Zeinen‘ neben dem Bett der Mütter. Eine Kiste diente als Nachttisch. Licht hatten wir in der Küche und im Geburtszimmer eingerichtet, sonst behelfen wir uns mit Kerzen und Taschenlampen. Mit der Zeit fand man den Weg auch im Dunkeln. Glücklich waren wir über den Besitz einer Nähmaschine, mit deren Hilfe die fehlenden Wäschestücke genäht werden konnten. Das Wasser verdankten wir dem Windrad oder dem Benzinmotor, die je nach Windstärke oder Laune uns gut versorgten oder im Stich liessen. Die Wäsche wurde meist kalt gewaschen; doch besaßen wir einen Kochtopf für die Kranken Wäsche.

Der Arzt und die Hebamme aus dem benachbarten Dorfe waren sehr tüchtig und halfen uns mit Rat und Tat. Es war am Anfang schwer, einen geregelten Tageslauf einzuhalten. Selten konnte man eine Arbeit fertig machen, ohne davon fortgerufen zu werden. Entweder hatte eine der Frauen Wehen bekommen, in Eile musste das Geburtszimmer geräumt und frisch gerichtet werden, oder eines der Kleinen war wirklich oder vermeintlich krank. Hier eine Art Pflegerinnenschulsystem einrichten zu

wollen, musste ich mir bald aus dem Kopfe schlagen. Wenn ich glaubte, nur das Notwendigste getan zu haben, meinten die Frauen, sie würden verwöhnt. Oft drückte mich die grosse Verantwortung. Nachdem ich das Konzentrationslager in Argelès, von wo die meisten unserer Frauen herkamen, gesehen hatte, wusste ich aber, dass ich meine Arbeit verantworten konnte.»

Während dieser Zeit durchquerte Karl Südfrankreich mit dem Lastwagen «DUFOUR» vom Mittelmeer bis Bayonne und verteilte in Flüchtlingslagern, da wo er der grössten Not begegnete, Seife, Kleider, Schuhe, Decken, einfache Feldbetten und Lebensmittel.

Er suchte auch die nach Frankreich verschlagenen und in vielen Lagern versprengten ehemaligen Schweizer Patenkinder.

Dann fand sich ein altes, verlassenes Schloss bei Sigean, das als Kinderheim hergerichtet wurde. Aus den Flüchtlingslagern sollten sie geholt und hier geheilt, gekräftigt werden, während ihre Heimkehr nach Spanien oder zumindest ihre Wiedervereinigung mit den ihnen vielleicht noch verbleibenden Angehörigen vorbereitet würde.

Ruth, die ihre Arbeit in Katalonien nicht mehr hatte aufnehmen können, richtete das Heim ein. Aus ihrer Arbeit berichtete sie:

«Als wir das Schloss bezogen, gab's wohl viel für Kinder geeignete, leere Räume, aber weder Wasser noch Licht, weder Badewannen noch W.C. Doch wir wussten, dass Kinder in Not waren. Schon nach n Tagen, lange noch bevor alles zu ihrem Empfang bereit war, brachte Karl mit dem inzwischen aus Spanien zurückgekehrten «ZWINGLI» die erste 22köpfige Schar aus Olorön. Wie froh blickten sie sich um, und mit welchem Behagen krochen sie abends in ein sauberes Bett. Drei Monate lang hatten sie mehr oder weniger sich selbst überlassen auf Stroh geschlafen, und das Ungeziefer hatte sie buchstäblich fast aufgefressen. Ging man zum Waschen auch noch an den nahen Fluss, setzte man sich zum Essen an über Böcke gelegte Bretter, was schadete das, wenn man dabei sauber und satt wurde! Unter der tüchtigen Mitarbeit so viel williger, junger Arme ging

die weitere Einrichtung rasch vonstatten. Ein Schlafräum nach dem andern wurde instandgesetzt, und bald konnten zwei weitere Gruppen unserer früheren Patenkinder aufgenommen werden. Ein grosses Ereignis war die Ankunft des ersten Camions aus der Schweiz. Er war den Kindern von Spanien her wohl bekannt, denn er hatte ihnen unfehlbar am Ende jedes Monats die notwendigen Lebensmittel gebracht. So begrüsst sie ihn als einen alten Freund. In kurzem war zwischen Arbeit und Spiel ein guter, froher Geist geschaffen. Besonders Freude machten uns die kleinen ‚Familien‘. Jedes der ältern Mädchen hatte für fünf oder sechs jüngere Kinder zu sorgen, sie zu beaufsichtigen und ihre Wäsche zu waschen und zu flicken. Dies war eine nützliche Schule für unsere Grösseren. Ein herzliches Verhältnis bildete sich zwischen ‚Müttern‘ und ‚Kindern‘, und die Abschiede waren nicht immer leicht.

Für den 25. Oktober war der Heimtransport von 41 Kindern angesetzt worden. Unter ihnen war der kleine Gonzalo, dessen Mutter in Limoux geisteskrank gewesen war, und die neunjährige Magdalena, die in einer Bombardierung ein Bein verloren hatte und der wir ein künstliches Glied verschafft hatten. Wir brachten sie mit unserm «DUNANT» bis an die Grenze, wo das Spanische Rote Kreuz ihre weitere Verschickung übernahm. Jede Lücke in unserer Schar wurde sofort wieder aufgefüllt; denn die Not war durch den inzwischen ausgebrochenen neuen Krieg nur noch gewachsen. Die Kinder kamen zu uns aus den verschiedensten Lagern und Flüchtlingszentren, oft verängstigt und in beklagenswertem Zustand. Besonders erinnere ich mich an den Fall zweier Waisen, 5 und 7 Jahre alt, die wir in den hochgelegenen, tiefverschneiten Lagern von Ceilnes holten. Sie waren mit der Mutter und zwei ältern Geschwistern nach Frankreich gekommen, doch die Schwester und der Bruder wurden in der sich stossenden Menschenmenge von ihnen getrennt, und die Mutter starb vor Kummer und Erschöpfung bald darauf. Monatelang war also das Pärchen von Hand zu Hand gegangen,

bis es bei uns landete und wieder kindlich und zutraulich wurde. Der Vater fand sich nach langen Bemühungen in Asturien. Er verlangte sofort seine beiden Kinder.

Die Geschichte einzelner dieser 142 uns anvertrauten Kleinen ist ganz erschütternd. Erst wenn man ein Einzelschicksal nach dem andern vernimmt, macht man sich ein Bild von der Tragweite und den grenzenlosen Verheerungen dieses Krieges. Die grösste Befriedigung ist für uns, diese Kinder der moralischen Gefahr – nicht nur der körperlichen Not – in den Konzentrationslagern zu entreissen, damit sie wieder eine Zeitlang sein dürfen, was sie sind: nämlich Kinder. Oft verrät eine spontane Bewegung, ein Schluchzer, eine Liebkosung beim Lesen eines Briefes oder beim Inempfangnehmen eines neuen Kleidungsstückes die Sehnsucht, die Leere, das Leid, das in solchen Kinderseelen wohnen kann. Oft sind es auch kleine Grosse, die da mit wissenden Augen erzählen.»

Bei seinen Besuchen in den Flüchtlingslagern gewährte Karl auch die besondere Not der jungen Burschen von 14 bis 18 Jahren. Halb Knaben, halb Männer, bedeutete für sie das Lagerleben mit seiner Unordnung und seinem Müssiggang eine grosse Gefährdung. – Eine alte Mühle in der Nähe von Carcassone konnte gemietet werden. Unter der Leitung eines handwerklich und landwirtschaftlich ausgebildeten jungen Erziehers aus der Schweiz ging nun eine Schar solch junger Burschen an die Wohnbarmachung dieses Hauses. Eine Fülle von Möglichkeiten zu nützlicher und lehrreicher Arbeit bot sich ihnen. Tische, Bänke, Gestelle wurden auf einfache, ja primitive Weise selbst gezimmert, elektrische und andere Installationen selbst hergestellt, Decken getüncht, Tapeten geflickt, ein verwilderter Garten gerodet und angepflanzt. Dazu kam gruppenweise und im Turnus die Verrichtung aller täglichen Hausgeschäfte. Später, als die wichtigsten Einrichtungsarbeiten vollbracht waren, wurde ein geregelter Schul- und Handfertigkeitsunterricht erteilt,

wodurch viele der Jungen Vernachlässigtes nachholen konnten. So wurde ihre Entwicklung in einer kritischen Lebensphase in eine positive Richtung gelenkt. Ihr Charakter wurde gefestigt, ihre Gemeinschaftsfähigkeit gefördert.

Der inzwischen ausgebrochene europäische Krieg brachte neue Not und stellte neue Aufgaben. Der Ruf erging, und im Januar 1940 wurde die «Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für kriegsgeschädigte Kinder» (S.A.K.) gegründet. Die Anregung hierzu kam aus Kreisen der alten Arbeitsgemeinschaft, welche die reichen Erfahrungen und Beziehungen und vor allem den in der Spanienkinderhilfe tätig gewesenen guten Willen auf breiterer Basis für ein umfassenderes Ziel nutzbar machen wollte.

Die Not kam bald. Zuerst in gewaltigem Ausmasse wieder in Südfrankreich, als im Juni die grossen Flüchtlingswellen aus dem Norden ins Land strömten. Ein paar Schweizer Helfer waren schon zur Stelle, weitere folgten bald.

Als ich im Januar 1941 unsere Freunde in jenen wohlbekanntesten Gegenden besuchte, stand schon ein neues Werk da: Kantinen waren eröffnet, Kinderkolonien gegründet und Patenschaften errichtet worden... ein neuer Ring in der Kette, der sich noch sehr erweitern sollte.

**5. FEBRUAR 1941**

Am frühen Morgen verliess ich mit Maurice Toulouse. Wir fuhren über Lourdes, Pau, Tarbes nach Oloron. Wie immer drehten sich die Gespräche der französischen Mitreisenden um die Ernährungsfrage, deren Lösung von Tag zu Tag schwieriger wird. Zwischendurch erwähnte einer das Vorhandensein von ausländischen Internierten in einem Lager in Gurs, konnte jedoch auf die Fragen der übrigen, welche davon nichts wussten, keine nähere Auskunft geben. Wir zwei Schweizer, die wir uns auf dem Wege zu dem traurig berühmten Lager befanden, wussten bereits mehr davon.

Infolge einer Zugsentgleisung kamen wir erst abends in Olorön, einem kleinen Marktflecken am Fusse der westlichen Pyrenäen, an und mussten da übernachten. Aus dem Nachbarzimmer im Gasthofe drang das erste Echo vom Leiden der 13'000 Insassen des nahen Camp de Gurs zu uns: eine alte Frau, die anscheinend soeben von ihrem Sohn aus dem Lager befreit worden war, klagte diesem mit matter Stimme das furchtbare Erleben während acht Wochen, das noch wie ein Alpdruck auf ihr lag.

Beim Morgengrauen machten wir uns – diesmal per Velo – auf den Weg. Unterwegs mussten wir infolge der beissenden Kälte absteigen, um durch Turnübungen Hände und Füße zu erwärmen. Nach 15 km Fahrt erreichten wir das Camp de Gurs, wo gerade mit Trompetenschall die Trikolore durch die Wachtmannschaft hochgezogen wurde. Im Wachtlokal sollten wir mit anderen Besuchern bis 10 Uhr warten, bis der Kommandant unser Eintrittsgesuch zum Lager begutachtet haben würde. Inzwischen wurden wir einer Untersuchung nach etwaigen Korrespondenzen unterzogen, deren unzensuriertes Passieren streng verboten ist. Seit kurzem ist diese Zensur sehr streng. In der amerikanischen Presse sind einige Berichte in sensationeller Aufmachung über das Camp de Gurs veröffentlicht worden, welche die französische Regierung, die mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat und ihr Möglichstes tut, besonders verstimmt haben sollen. So ist auch mein Bericht nicht für die Veröffentlichung in der Presse bestimmt, sondern allein dazu, um in interessierten Kreisen für eine vermehrte Hilfe für die unglücklichen Insassen des Camp de Gurs zu werben; alles andere würde lediglich die Tätigkeit der verschiedenen Hilfsaktionen erschweren und sich nur zum Schaden jener Menschen, denen wir helfen wollen, auswirken. – Wir standen noch im gutgeheizten Wachtlokal, als unsere wackere Schweizer Helferin, Schwester Elsbeth, erschien, welche uns erwartet hatte und mit deren Hilfe wir nun sofort die Erlaubnis zu freiem Zirkulieren im gesamten Lager für die Dauer eines Tages, für den 16. Januar 1941, erhielten.

Das Camp de Gurs ist eine Barackenstadt, welche im Mai 1939 für und durch spanische Internierte gebaut worden war. Längs einer guten, fast 2 km langen Strasse befinden sich zu beiden Seiten, hinter vierfacher Stacheldrahtumzäunung und auch untereinander abgegrenzt, 13 gleich grosse Unterabteilungen, die sogenannten Ilots, welche je 25 eng aneinandergereihte Baracken enthalten. Auf ein Ilot kommen 1'000 bis 1'200, auf eine Baracke (einige sind noch leer) 50 bis 60 Insassen, wobei männliche und weibliche – vom Säugling bis zum Greis – in getrennten Ilots untergebracht sind.

Aus der Spanienzeit befinden sich noch ca. 700 Personen, hauptsächlich Männer, im Lager, welche als Arbeitsdetachemente eingesetzt werden. – Das Anwachsen der Gefangenenzahl auf 13'000 erfolgte im letzten Oktober. Davon sind etwa 4'000 Menschen, die im Mai 1940 vor allem in Belgien in der Aufregung der ersten Kriegstage als «Parachutisten» von der Strasse weg verhaftet wurden und in verschlossenen Viehwagen – welche während drei bis fünf Tagen, ohne je geöffnet zu werden, auf den Schienen blieben – nach Südfrankreich speditiert worden und zunächst im Lager von St. Cyprien interniert gewesen waren. Im Oktober wurden sie dann nach Gurs verbracht. Ferner befinden sich im Lager etwa 7'000 Juden aus Baden und der Pfalz, die von einer halben Stunde zur andern Haus und Hof hatten verlassen müssen und nach Frankreich verfrachtet wurden, wo sie völlig unerwartet ankamen. Ohne Rücksicht waren dabei auch Alters- und Invalidenheime sowie Irrenanstalten geräumt worden, deren Insassen in zahlreichen Fällen die beschwerliche Reise bis zum Fuss der Pyrenäen nicht überstanden. Der Rest der Lagerinsassen besteht aus kleinen Gruppen von Ausländern verschiedener Nationalität, die in Frankreich in verschiedenen kleineren Lagern verteilt waren. – Laufend werden weitere Ausländer ins Lager eingeliefert: solche, die im Wirtschaftsleben als «überzählig» betrachtet werden, d.h. eine staatliche Unterstützung beziehen, oder denen auf Grund der

neuen Gesetze die Arbeitsbewilligung entzogen wird und die daher ebenfalls die nationale Wirtschaft belasten.

Die niedrigen Holzbaracken sind von primitivster Bauart, mit undichten Wänden, durchlöcherten Böden. Ursprünglich hatten sie keine Fenster, und auch jetzt besitzen nur wenige diesen Luxus, so dass die Bewohner sich den ganzen Tag in völliger Dunkelheit befinden; nur abends werden während weniger Stunden die spärlich vorhandenen elektrischen Lampen unter Strom gesetzt. Die wenigen Waschgelegenheiten sind ausserhalb der Baracken und sehr oft defekt, während der Kälte eingefroren. Auch die W.C. befinden sich draussen, als halb offene Verschläge mit Kübeln, wie sie auf Bauplätzen zu sehen sind. Das Allerschlimmste ist der Lehmboden, der durch die vielen Regenfälle dieser Gegend und durch das viele Begehen in ein Schlammmeer verwandelt wurde, das vielfach ganz unpassierbar ist, so dass für die Alten und die Schwachen das Hinausgehen aus den Baracken zur Unmöglichkeit wird. Die sich daraus ergebenden gesundheitlichen und hygienischen Zustände sind unbeschreiblich.

Kommt an einem sonnigen Tag ein fremder Besucher und hält mit seinem Auto auf der breiten Strasse an, so wird er zunächst die prächtige Bergwelt ringsherum bewundern. Wenn er kein gutes Schuhwerk, d.h. keine Gummistiefel besitzt, wenig Zeit hat und ihm die Bewilligung oder gar der Mut zum Eindringen in die Ilots und zum Eintreten in die elenden Hütten fehlen, so wird er nie eine Ahnung haben vom unbeschreiblichen Elend dieses Interniertenlebens.

Wer auf die Lagerkost allein angewiesen ist, der geht mit Sicherheit in wenigen Monaten zugrunde. Die tägliche Nahrung enthält nach ärztlicher Berechnung rund 800 Kalorien. Bei einer grossen Anzahl von Todesfällen (vom 1. November bis Mitte Januar über 600, d.h. ca. 5% der Lagerinsassen) konnten die Ärzte nichts anderes feststellen als Unterernährung. Es ist zuzugeben, dass eine grössere Anzahl älterer Leute gestorben sind. Eine Dysenterieepidemie und die ausserordentliche Kälte for-

derden auch ihre Todesopfer. Die Ärzte sind gegenwärtig stark beunruhigt, weil sie trotz einer Autopsie eine zurzeit gespenstig auftretende Hirnkrankheit nicht erklären können. Von ihr werden hauptsächlich jüngere, intellektuelle, ausserordentlich stark verlauste und abgemagerte Menschen befallen.

In eifrigem Gespräch mit Schwester Elsbeth sind wir am Ende des Lagers angelangt, wo sich «ihre» Baracke befindet, in der sie seit dem 20. Dezember wohnt, als erste ausländische Person, die im Lager freiwillig ihren Wohnsitz genommen, zum grossen Erstaunen und auf Grund eines besonderen Entgegenkommens der Lagerleitung. Schwester Elsbeth beschreibt uns den erst einige Wochen zurückliegenden Beginn ihrer Tätigkeit im Camp de Gurs:

«In einer Baracke, am Ende der Frauenilots, neben dem Friedhof, erhielt ich mein Stübli zugewiesen und 24 Stunden später bereits das Wohnrecht auf die ganze Hütte. Sofort versuchten wir – zwei Frauen halfen mir – den ärgsten Dreck herauszuputzen. Das war aber nicht einfach. Weder Eimer noch Lappen oder Bürsten waren vorhanden. Nach langem Suchen und Bitten wurde uns für eine Stunde als kostbarer Schatz ein Besen anvertraut. Die Wasserleitung vor der Hütte war eingefroren, und das Wasser musste eine Viertelstunde weit hergeschleppt werden. Die mageren Frauen hatten keine Kraft mehr, energisch anzugreifen. Wir kratzten den Schmutz los und erwärmten uns allmählich; aber das Wasser unter unseren Händen bildete sofort eine eisige Fläche. Kein Fenster war ganz. Bissig blies der kalte Dezemberwind durch die Löcher, und aus den Bodenspalten sprangen hungrige Ratten. Es war Sonntag, aber wir wollten dem grenzenlosen Elend entgegensteuern. Wir waren fast fertig mit unserer Arbeit, da brachte uns, wie ein Geschenk vom Himmel, ein Camion die ersten zwei Pulvermilchfässer. Ein behender Internierter gab uns etwas Holz (wohl gestohlenes), und so war es halt herrlich, warme Milch zubereiten zu dürfen. Noch sehe ich die aufleuchtenden Augen der vor

Kälte zitternden Frauen, ohne Strümpfe in zerlumpte Schuhen, als ich ihnen die Milch brachte. Auch den armen Kindern im Spital durfte ich am Abend des 22. Dezembers zum erstenmal von unserer süssen Schweizermilch einschenken. – In Pau erstand ich das allernötigste Küchenmaterial. Meine zwei geschickten Spaniergehilfen zimmerten mir aus Kisten die nötige Einrichtung. Im Raum neben der Küche liegen jetzt Käse und Kisten mit Maggisuppen, Cacao und Apfelschnitzen. Daneben steht als Bewachung eine riesige, immer geladene Rattenfalle. So einfach unsere Lagermilchküche ist, wir sehen sie mit Stolz und Dankbarkeit an, wohl wissend, dass jedes errungene Stück seine besondere Geschichte hat.

Am Weihnachtstag erhielten alle 600 Kinder eine Tasse warme Milch. Sie stürzten sich wie Wölfe auf den Trank, weil sie meinten, es lange doch nicht für alle. – Am Sylvesterabend lernte ich sämtliche Baracken kennen. Bis um Mitternacht und den ganzen Neujahrstag wateten meine getreuen Spanier, José und Antonio, mit Milchkrügen bewaffnet, mit mir im Schlamm herum. Es bedeutet für die Lagerinsassen hinterm Stacheldraht etwas Besonderes, wenn einmal ein Aussenstehender sie aufsucht.

So entstand zunächst eine staunende Stille, als wir mit den Milchkannen eintraten. Ich erklärte, dass das Schweizervolk allen ein besseres neues Jahr wünsche und den alten Grossmüttern und -vätern über 70 Jahren (insgesamt 1'200) in Form einer Tasse warmer Alpenmilch einen Sylvestergruss sende. Manche Träne, die über furchige Wangen rollte, war der Dank. Einige Alte lispelten wie entgeistert mit heiserer Stimme: ‚Milch?! Ich habe seit acht Monaten nie mehr Milch getrunken..‘

Es war für mich ein ergreifendes Erlebnis. Was ich in jenen Stunden empfand, kann ich nicht weitersagen. Aber ich möchte allen, die an die Elenden denken, den Dank weitergeben, den ich damals empfangen durfte. Wenn ich jetzt durch die Ilots gehe, dann lüften die Greise in Ehrfurcht ihre armselige Kopfbedeckung, als wäre ich die Schweiz.

Ich weiss, die guten Alten warten weiter auf Hilfe und Erlösung. Manche über 90jährige werden, wie Mumien zugedeckt, in den finsternen Barackenecken verwahrt. Andere versuchen mit ihren letzten Kräften Schlamm, Kälte und Hunger zu trotzen, und viele, wohl die meisten, brechen zusammen. – Eigentlich wollten wir ihnen helfen. Wie aber, mit unseren beschränkten Mitteln? Nach all dem Gesehenen finde ich keinen Mut dazu, auch wenn ich mir denke, meine eigene liebe Grossmutter wäre darunter. Ich wage nur noch, ihnen einen sanften Tod zu wünschen. Dieses unmenschliche Lagerdasein können höchstens Jüngere überstehen. Ihnen müssen wir helfen.

Für die Kinder bis zu 12 Jahren wird auch hier immer zuerst und relativ ordentlich gesorgt. Sie haben ihre bestimmten Schul- und Ausgangsstunden und erhalten nun bald ein Frühstück.»

Unsere Schwester berichtete von ihren weiteren Plänen: sie möchte in Zusammenarbeit mit anderen Hilfswerken (jüdische Organisationen, protestantische Jugend, Quäker) die Jugendlichen im Wachstumsalter retten. Bereits hat sie einen der Ärzte beauftragt, alle unterernährten Jugendlichen bis zu 17 Jahren auszusuchen. Sie möchte ihnen ein Vesper geben, sobald sie die Mittel dazu hat. Die zu überwindenden Einkaufs- und Transportschwierigkeiten sind allerdings gross. Trotzdem und ganz besonders gilt auch hier: «Wo ein Wille – und Glaube und Hingabe – ist, da ist auch ein Weg.»

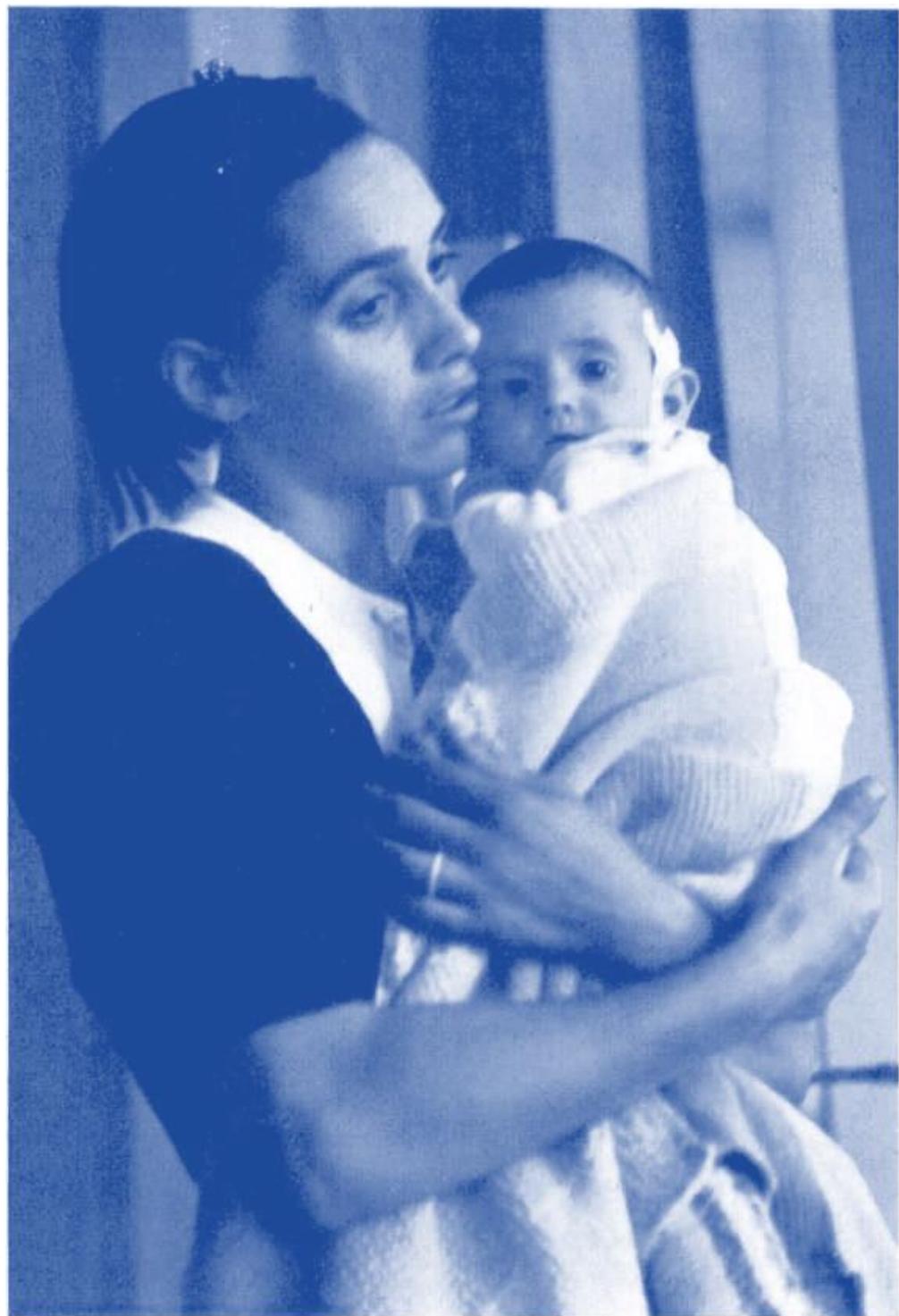
Kurz nach unserer Ankunft in der « Schweizerbaracke » wurde mit der Milchausgabe begonnen, welche seit dem 2. Januar im Gange ist und alle Kinder bis zu fünf Jahren umfasst. Die Milch wird vorläufig noch von den Müttern abgeholt. Ich sah da Frauen aus allen Gesellschaftsschichten mit allen möglichen Gefässen, Flaschen oder alten Konservbüchsen den bescheidenen Nahrungszusatz für ihre Kinder holen. An jenem Tage wurde als Extragabe für die weniger als dreijährigen je eine Büchse Kindermehl verteilt, welche von den Müttern aufleuchtenden Auges empfangen wurde. Die drei zentralen Spitäler

(Männerspital mit 200, Frauenspital mit 150 und Kinderspital mit 25 Patienten) sowie das Säuglingsheim werden täglich mit etwas Schweizermilch versorgt. Bald sollen auch die schwangere und stillenden Frauen und die Krankenbaracken der einzelnen Ilots etwas Milch erhalten.

Und nun machten wir uns auf den Rundgang durch das Lager. Zuerst in die nächstliegende Baracke, die sich «Kinderspital» nennt: hier gab es bis vor einer Woche keine richtigen Betten, nur eine Art Eisengestell, worin ein Kind allein nicht hätte schlafen können. So musste jeweils auch die Mutter eingeliefert werden, um das kranke Kind zu halten, damit es nicht durch das Drahtgeflecht fiel. Noch hat die einzige Schwester, die Scharlach-, Diphtheriefälle und überhaupt alle 25 kranken Kleinkinder zu besorgen hat, nicht mehr als eine Waschschüssel und einen Nachttopf zur Verfügung. Da liegt ein Kind, um dessen Leben Vater und Mutter – im Lager voneinander getrennt – bangen; es ist das einzige, das ihnen noch bleibt; bereits starb sein siebenjähriges Schwesterchen an Dysenterie und ein weiteres vor einem Jahr in der Heimat, weil es nicht rechtzeitig ins Spital gebracht werden konnte: die Ambulanz, welche es abholen sollte, kam bis vors Haus, kehrte dann aber leer zurück, als bekannt wurde, dass das abzuholende Kind jüdisch sei.

Gleich neben dem Kinderspital liegt die Baracke, welche der «Jeunesse Protestante» zur Verfügung gestellt wurde, die vor kurzem drei Vertreterinnen ins Lager sandte zur Mithilfe bei der materiellen und geistigen Betreuung der Internierten.

Nun erst begann unsere Wanderung durch die Ilots, die bis spät abends dauerte. Immer wieder blieb ich im Schlamm stecken und musste mir von hilfsbereiten Lagerinsassen helfen lassen, meine verlorenen Galoschen wieder anzuziehen oder dem Barackenrand entlang, oft mit Sprüngen, manchmal kletternd, den Eingang zu erreichen. Das eine Mal kam eine gute Frau und reichte mir einen Schuhlöffel, das andere Mal begleitete mich ein alter Mann, Psychiater aus Wien, um mir die beste Route



zu weisen von einer Baracke zur andern. Manchmal war ein Vorwärtskommen nicht mehr möglich; ein Schlammmeer trennte einen Barackeneingang vom gegenüberliegenden, kaum vier Meter entfernten. Nur Schwester Elsbeth watete mit ihren Gummistiefeln unter grösster Anstrengung durch, bis Kniehöhe einsinkend. Ich begriff, warum viele, besonders die Alten, nie aus ihren Baracken kamen.

Wenn wir in die Baracken traten, so trugen wir wider Willen den Schlamm mit unseren Schuhen hinein, der so gleichsam durch die Baracken hindurchfliesst. Oft vernahmen wir beim Eintreten aus dem Halbdunkel eine schwache Stimme, die uns bat, doch schnell die Türe wieder zu schliessen, damit der Wind nicht hindurchpfeife, und wir erblickten in dichter Reihe nebeneinander, auf dünnen Strohsäcken oder oft auch ohne solche und in kärglicher Hülle am Boden liegend, unglückselige alte Menschen. In mehreren Baracken hatte ich einzelnen Insassen Grüsse von Freunden oder Verwandten aus der Schweiz zu bringen; sogleich war ich umringt von unruhig und hoffnungsvoll Fragenden, und einen ganzen Tag hätte ich in jeder einzelnen Baracke zubringen müssen, um all die Fragen zu beantworten und Aufträge entgegenzunehmen. In schmerzlicher Hilflosigkeit stand auch ich oft da. Und wie viele Menschen, ungebildete und gebildete, bis hinauf zu Hochschulprofessoren und Geistlichen sind mir begegnet, denen gegenüber ich mir klein und arm vorkam, und nur tief beschämt musste ich ihre Ehrerbietung und Dankbarkeit, die mir oft mit pathetischen, immer aber mit bewegten Worten bezeugt wurde, über mich ergehen lassen. Sie galt nicht mir, sondern der Schweiz, der freien Schweiz, der gütigen, helfenden Schweiz. Ich nahm sie in stummer Beherrschung entgegen, in mir brannte der Vorwurf unerfüllter Verpflichtung...

Weiter ging unser Weg, zur Baracke der dysenteriekranken Frauen. Die eine Türe stand immer offen, damit die beiden jungen Frauen, die mit eiskaltem Wasser und ohne Seife

ununterbrochen beschmutzte Wäsche wuschen, etwas sehen konnten. – Dann folgte ein Männer-Ilot. Hier war ein junger jüdischer Jurist aus Belgien unser Begleiter. Er erklärte uns die Ursache der grossen Unterschiede im Aussehen und in der Verfassung der Insassen verschiedener Ilots, ja verschiedener Baracken. Wer noch etwas Geld hat, bzw. solches von aussen bekommt, kann sich manchmal, wenn auch zu sehr hohen Preisen, etwas zusätzliche Nahrung kaufen; Sozialausschüsse haben sich nun überall gebildet, welche, von bestimmten Abgaben der «Besitzenden», vielleicht auch von auswärtigen Hilfskomitees mit Mitteln versehen, die völlig Mittellosen durch etwas zusätzliche Nahrung vor dem Hungertode zu retten versuchen. Ganz entscheidend für das Durchhalten ist aber der Lebenswille dieser Menschen selbst; wo er fehlt, wo Hoffnungslosigkeit eingekehrt ist, da ist es um sie geschehen: kraftlos, von Ungeziefer und Hautkrankheiten heimgesucht, liegen sie da. Ein Bild des Elends, das an die am Wegrand sitzenden Aussätzigen in den biblischen Geschichten erinnert. – Andere wiederum, oft unterstützt durch ihre Kameraden, raffen sich auf, versuchen durchzuhalten und ein möglichst «normales» Leben zu führen, bis zum täglichen Rasieren. Es werden Vorträge, ja Konzerte organisiert, da und dort sieht man eine kleine Bibliothek oder einen Wohnraum, wo es sogar Tische und Stühle gibt. Den Lebensnerv aber bilden die Nachrichten von draussen, wenn sie auch nur spärlich und mit grosser Verspätung eintreffen.

Noch vieles sahen und hörten wir, bis wir spät nachts von Schwester Elsbeth Abschied nahmen. Im Bewusstsein, dass die vor ihr stehenden Aufgaben den Rahmen unserer Kinderhilfsaktion weit übersteigen und im Vertrauen darauf, dass es mir gelingen werde, für diesen besonderen Zweck – Hilfe für Gurs – in der Schweiz unter der Hand Mittel zu sammeln, die unserer Schwester zur Verfügung gestellt werden sollen, bewilligte ich ihr einen ansehnlichen Kredit.

So bestiegen wir unsere Räder und fuhren durch die lange, hell erleuchtete Lagerstrasse dem Ausgang dieser Stadt zu, die in ihrem furchtbaren Widerspruch zu den materiellen und geistigen Möglichkeiten unserer Zeit zu deren Symbol wird. Zu beiden Seiten standen Wachen, die sich an offenen Feuern wärmten und sich wohl kaum des Elends bewusst waren, welches hinter dem Stacheldraht herrscht, in Dunkelheit und Grabesstille getaucht.

Körperlich und seelisch erschöpft, kehrten wir gegen Mitternacht zu unserem Gasthof zurück, um schon um 3 Uhr früh mit unseren Rädern wieder aufzubrechen, denn wir wollten in dem 35 km entfernten Tarbes den Frühzug nach Toulouse noch erreichen. Es war wieder empfindlich kalt und begann zu schneien. Wir mussten unser Tempo verlangsamen; denn der Wind blies uns die Flocken ins Gesicht. So verpassten wir den Zug. Das tat alles nichts, das war alles nichts neben den Bildern des Schreckens, die uns wie ein Alpdruck verfolgten. Dazwischen musste ich immer wieder an die Meinen denken, die ich zu Hause in Wärme, Sauberkeit und Frieden geborgen wissen durfte...

Im Camp de Gurs wuchs dann in monatelanger, hingebender Arbeit unserer Schwester und ihrer immer zahlreicheren Mitarbeiter das Hilfswerk. Viele gewannen wieder Selbstachtung und Lebenswille und entdeckten manche Möglichkeit, die ihnen verbliebenen Kräfte sinnvoll zu nutzen.

Rechte Hilfe an Notleidenden ist wie Gärtners Arbeit: sie weckt und befreit, sie ermutigt und stützt. Dies haben manche der Unglücklichen in Gurs erlebt. Und eine Gruppe halbwüchsiger Mädchen gab dieser Empfindung in einem Liede Ausdruck, mit dem sie bei einer gemeinsamen Feierstunde ihre Helfer überraschte:

Wir sind ganz junge Bäumchen  
aus fernem Heimatwald,  
von einem bösen Förster  
entrissen mit Gewalt.

Wir suchen einen Gärtner  
ringsum in weiter Welt,  
wir suchen neue Erde,  
die unsre Wurzel hält.

Noch leben alle Fasern  
an jedem zarten Stamm,  
und unter Gärtners Händen  
da stünden wir bald stramm.

Wir würden reichlich lohnen  
die Mühe und den Fleiss,  
wir würden grünen, blühen  
dem Heger nur zum Preis.

Wir woll'n mit jungem Grüne  
die Menschen all' erfreu'n,  
es sollen uns're Zweige  
einst reiche Früchte streu'n.

Wo bleibst du, lieber Gärtner?  
Uns friert, der Nordwind weht.  
Nimm uns in deine Obhut,  
noch ehe es zu spät.

Viel später bin ich einmal einem Flüchtling begegnet, dem es gelungen war, jenem Lager und späterer Deportation zu ent-rinnen und die ersehnte Grenze der schützenden Schweiz zu überschreiten. So lebendig, als wäre es eben erst geschehen, erzählte er von erlebter Not und Hilfe:

«Das Ende war Gurs: Von allen Verbindungen abgerissen, dem sicheren Hungertode preisgegeben, glaubten wir nicht mehr an Rettung. Täglich starben Kameraden neben uns vor Hunger und Kälte, die man mit wenig Nahrung hätte retten können.

Aber die Rettung kam nicht, man hatte uns vergessen. Unser Leben war nur noch ein langsames Hinüberdämmern; eines Tages würde unser Herz zu schlagen aufhören, und Kameraden würden uns am Morgen auf den Leichensammler schieben.

Dann nahte das Weihnachtsfest. Einige hatten sich aufgerafft, fassten den Plan, am Weihnachtsabend für die Elendesten unter uns ein Essen zu veranstalten. Nach Monaten unvorstellbarer Not sollten diese Kameraden *einmal* ohne Hunger schlafen gehen. Dieser Plan schien undurchführbar. Alle Vernunft sprach dagegen; man musste einen sehr starken Glauben haben, um dieses Wunder für möglich zu halten. Das Wunder geschah, unerwartet erschlossen sich Hilfsquellen, unsere Kraft schien mit der gestellten Aufgabe zu wachsen.

150 Menschen sassen am Weihnachtsabend in der Baracke, erwartungsvoll wie Kinder. Einen Christbaum hatten wir ergattert, und die zehn ärmlichen Kerzen strahlten einen unwahrscheinlichen Glanz aus. Sogar der Ofen glühte, ein kleines Wunder für sich! Drei Tage hatte es im Lager für die Baracken kein Holz gegeben, bei 16 Grad Kälte, ohne Decken, ohne Strohsäcke. Zwar war unser Holz nicht ganz einwandfrei erstanden worden.

Die alten Weihnachtslieder erklangen, ein Geigenkünstler von Weltruf, jetzt gleich uns interniert, spielte auf seinem Instrument das «Ave Maria», ein Opersänger, einst der erste auf einer der grössten Bühnen Europas, sang die «Grals erzählung». Wir sassen zusammen und fragten nicht nach Konfession und Rasse: Juden, Protestanten, Katholiken und Freidenker, und alle hörten das Weihnachtsevangelium: ‚... euch ist heute der Heiland geboren...‘ Viele hörten es vielleicht zum ersten Male; aber alle fühlten, was diese Botschaft für die Welt bedeutet: ‚Friede auf Erden...‘

Wir dachten an unsere Frauen, an unsere Kinder und Mütter. Hatten sie uns vergessen, wie uns die Welt vergessen hatte? Das klingt so einfach: wir fühlten uns verlassen und ausgestossen! Aber nur wer Gurs erlebt hat, weiss, was Verlassenheit bedeutet.

An diesem Tage feierte die Christenheit Weihnachten – aber niemand schien an uns zu denken, die wir doch auch Brüder waren.

Da stand ein Kamerad auf und sang zu seiner Laute das alte Lied: ‚Meerstem ich dich grüsse, o Maria hilf! Mutter Gottes süsse, o Maria hilf! Maria hilf uns allen, aus unserer tiefen Not!<sup>1</sup> Es war wie ein Aufschrei, als wir in den Chor einfielen: ‚Maria hilf uns allen..‘ Nicht eine Konfession sang ein Glaubenslied; Ausgestossene, Verlassene, Vergessene sangen ihre Not gen Himmel, dass er sie erhöhe...

Da ging die Tür auf, und eine Schwester betrat den Raum. Ihre weisse Haube leuchtete unter dem schwarzen Überwurf, und der Glanz der Kerzen spiegelte sich in ihren hellen Augen. Sie erzählte uns, dass ihr Heimatland sie geschickt habe, uns zu helfen. In der Schweiz hätte man von unserer Not gehört, und nun sei sie gekommen...

Tausend Hände schienen sich ihr entgegenzustrecken, nicht nur die Hände jener, die bei unserer Feier waren. Und sie trat zu uns heran, die wir schmutzig und verlaust waren, und drückte unsere Hände.

Und plötzlich sahen wir die Tausende, die hinter Schwester Elsbeth standen, wir hörten ihren Gruss über Länder und Grenzen hinweg. Es gab keinen Raum mehr und keine Stacheldrahtverhaue: die Frohe Botschaft war zu uns gedrunken. Irgendwo in Europa lebten noch Menschen, für die das Wort Nächstenliebe mehr als ein Wort war...

Schon lange war Schwester Elsbeth gegangen, aber noch immer sassen wir stumm. Unsere Kraft reichte kaum aus, die Frohe Botschaft zu fassen, und unsere Gedanken gingen mit Schwester Elsbeth auf ihrem Weg durch unser Lager.

Unser Geiger griff zu seinem Instrument und spielte Luthers Trutzlied: ‚Eine feste Burg ist unser Gott...!‘, nicht nur für uns Protestanten, nein, für uns alle.

Nun waren wir nicht mehr verlassen.»

## UND WEITER ...

Immer wieder wird der Ruf zur Hilfe ergehen: wenn nicht im Zusammenhang mit Kriegseignissen, dann im Gefolge von Naturkatastrophen.

Mit solcher Hilfeleistung bekunden wir unsere Verbundenheit mit den Notleidenden. Es ist die gleiche Verbundenheit, die uns zum Helfen verpflichtet, wenn des Nachbars Haus brennt, wenn Überschwemmung eine Gemeinde unseres Landes heimsucht, wenn grosse Not über ein fremdes Land kommt. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk kann durch rechtes Helfen gestärkt, ja sogar neu geweckt werden. Und nur darin liegen Grund und Ziel allen Helfens.

Voll Vertrauen und Hoffnung rufen wir daher alle, die guten Willens sind, auf, zum Abenteuer der Hingabe im Dienste der Notleidenden: es lässt uns, im Kleinen wie im Grossen, neue Weiten menschlicher Verbundenheit entdecken...

## ANHANG

## LEITSÄTZE FÜR INTERNATIONALE HILFSARBEIT

### SINN UND ZIEL

1. Internationale Hilfsarbeit hat nur einen Sinn und wird letztlich nur dann erfolgreich sein, wenn sie ethischen Motiven entspringt und wenn sie Dienst ist.

2. Ihr unmittelbarer praktischer Zweck ist die Wiederherstellung des materiellen Wohlbefindens, der körperlichen und seelischen Gesundheit Notleidender, ihr höchstes Ziel die Stärkung menschlicher Verbundenheit über staatliche, gesellschaftliche und weltanschauliche Grenzen hinweg.

3. In Kriegs- und Nachkriegszeiten dient sie in besonderer Weise dazu, abgebrochene menschliche Beziehungen wieder herzustellen, was nur möglich ist, wenn allen Kriegführenden gegenüber Neutralität gewahrt und allen Notleidenden Sympathie erwiesen wird.

### HELFER

4. Die ausführenden Organe, die Helfer, müssen die Zielsetzung der Hilfsaktion bejahen und durch ihr Auftreten lebendig machen. Sie dürfen, währenddem sie daran teilnehmen, keinerlei andere Zwecke verfolgen.

5. Sie müssen die Arbeit als echte Treuhänder und mit Hingabe tun und frei von Vorurteilen und Ressentiment sein.

6. Neben den notwendigen technischen Kenntnissen, sowie Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit, müssen sie auch Verständnis und Sympathie für die Notleidenden mitbringen.

7. Ihre Lebensweise muss mit dem Ernst ihrer Aufgabe und der sie umgebenden Not in Einklang stehen. Sie sollen unter sich lebendige Gemeinschaft pflegen, als «Equipe» arbeiten.

## GESTALTUNG DER ARBEIT

8. Die Organisation der Hilfsarbeit muss in allen Teilen gesunden kaufmännischen und technischen Grundsätzen entsprechen; aber die Kräfte des Herzens, denen sie entspringt, dürfen nicht in leerem Schematismus und blosser Betriebsamkeit verkümmern.

9. Da sich die Hilfsarbeit meist unter äusserlich schwierigen Bedingungen abwickelt, müssen die Helfer durch eigene Versorgung und eigene Transportmittel von dem im betreffenden Lande Verfügbaren unabhängig sein.

10. Die Unkosten sollen so niedrig wie möglich gehalten werden, damit die vorhandenen Mittel (Kräfte, Waren, Geld) möglichst ungeschmälert der eigentlichen Hilfeleistung zugute kommen können.

11. Die Hilfe muss gerecht, sinnvoll und wirksam sein.

12. Angesichts der vorhandenen Hilfsmöglichkeiten meist übersteigenden Not gibt es nur eine Verhaltensweise:

objektive Verteilungskriterien und  
unerbittliche Strenge bei deren Anwendung.

Jedoch sollen bei der Abweisung von Hilfsgesuchen Sympathie für den Notleidenden und Gerechtigkeitswille der Helfer spürbar werden.

13. Die Auswahl der Hilfeempfangenden sollte unabhängig von Herkunft, Stand oder Weltanschauung, in erster Linie auf Grund ärztlicher Indikation geschehen, in zweiter Linie auf Grund vereinfachter, auch vom Laien anwendbarer Verfahren. Dabei dürften, nach Massgabe der vorhandenen Mittel, die verschiedenen Alterskategorien der Bedürftigen etwa in folgender Reihenfolge berücksichtigt werden:

Säuglinge,	Kinder,
schwängere und	Jugendliche,
stillende Frauen,	Kranke.

Von den gesunden Erwachsenen sind gegebenenfalls zuerst diejenigen zu berücksichtigen, die durch ihre Arbeit wiederum am wirksamsten zur baldigen Überwindung der Not beitragen können. (Gewisse Kategorien von Arbeitern, Bauern, Ärzte, Fürsorgepersonal.)

14. Die Hilfeleistung kann direkt oder durch Vermittlung vorhandener, vertrauenswürdiger Institutionen erfolgen.

15. Die Form der Hilfe soll den örtlichen Anschauungen und Gewohnheiten angepasst, wenn nötig jedoch auch Wegbereiter des Fortschrittes sein.

16. Zur Vermeidung von Missbräuchen sollen die Hilfeleistungen sorgfältig kontrolliert werden. Entsprechende Massnahmen dürfen aber eine rasche Hilfe nicht hindern. Die beste Garantie für die Geber beruht immer in der Vertrauenswürdigkeit der Helfer.

17. Nach Möglichkeit soll die Hilfsarbeit so gestaltet werden, dass durch sie auch bereits vorhandene soziale Einrichtungen gestärkt und wertvolle neue Bestrebungen (vor allem solche der Selbsthilfe) gefördert werden.

18. Die Mitarbeit der Notleidenden selbst ist immer anzustreben; dadurch wird ihre Selbstachtung gehoben und der Hilfe der Charakter des Almosens genommen.

19. Der Zusammenarbeit mit andern Hilfsorganisationen ist grösste Aufmerksamkeit zu schenken. Unter Wahrung der Selbständigkeit der einzelnen Organisation kann die Wirksamkeit aller durch Koordinierung ihrer Arbeit und durch gegenseitige Unterstützung erhöht werden.

20. Vor Abschluss einer Hilfsaktion soll geprüft werden, ob einzelne der in der Notzeit geschaffenen Hilfswerke nicht – nach entsprechender Anpassung – als dauernde Institution weiterhin gute Dienste leisten könnten.

## ANGABEN ÜBER DIE IM TEXT ERWÄHNTEN WICHTIGEREN HILFSORGANISATIONEN

«Arbeitsgemeinschaft» = **Arbeitsgemeinschaft für Spanienkinder:** am 23. Februar 1937 gegründete schweizerische Dachorganisation, der folgende Organisationen angehörten: Centrale Sanitaire Suisse, Fédération du Christianisme social de la Suisse romande, Freunde Spaniens und Spanien-Amerikas, Samariterhilfe für die Zivilbevölkerung Spaniens, Schweiz. Arbeiterhilfswerk, Schweiz. Ärzte- und Sanitätshilfe, Schweiz. Caritasverband, Schweiz. Freunde der Quäker, Schweiz. Hilfswerk für Emigrantenkinder, Schweiz. Lehrerverein, Schweiz. Vereinigung für Internat. Zivildienst, Schweiz. Zweig der Internat. Frauenliga für Frieden und Freiheit, Sozialistische Frauen der Schweiz, Verband der deutschschweiz. Jünglingsbünde vom Blauen Kreuz.

«Internat. Kinderhilfe» = **Internat. Vereinigung für Kinderhilfe: gegründet** 1920 durch schweizerische und englische Kreise, die an der Hilfsaktion für die Wienerkinder beteiligt gewesen waren. Trat später vor allem bei Kinderhilfsaktionen in Russland und im Balkan hervor, proklamierte die Rechte des Kindes (Genfer Deklaration) und fördert auf internationalem Boden den Austausch von Erfahrungen und Informationen über Kinderfürsorge und Kinderschutz.

«Internationale Kommission» = **Commission internationale d'aide aux enfants évacués en Espagne:** im Mai 1938 auf Betreiben der englischen Quäker mit der Internat. Kinderhilfe gemeinsam konstituiert. Setzte sich zur Aufgabe, die Kinderhilfe in Spanien auszubauen, dank grösserer Beiträge, die sie von den Regierungen zahlreicher Länder erhielt.

«Internat. Rotes Kreuz» = **Internationales Komitee vom Roten Kreuz, Genf:** erfüllte auch in Spanien vor allem seine bekannte Mission für die Kriegsgefangenen.

«National Joint» = **National Joint Committee for Spanish Relief:** 1936 nach dem Madridbesuch englischer Parlamentarier gegründete überparteiliche Dachorganisation für humanitäre Hilfe in Spanien.

«Park-Komitee» = **General Relief Fund for distressed women and children in Spain:** nach seinem Gründer benanntes, später gegründetes, kleineres englisches Hilfskomitee; unterschied sich vom «National Joint» im Wesentlichen durch eine schärfer betonte Neutralität.

«S. A. K.» = **Schweiz. Arbeitsgemeinschaft für kriegsgeschädigte Kinder:** am 16. Januar 1940 gegründet. Es gehörten ihr an: Bund christkath. Frauenvereine, Bund Schweiz. Frauenvereine, Fédération du Christianisme social de la Suisse romande, Freunde Schweiz. Volksbildungsheime, Kath.

Frauenbund der Schweiz, Mouvement de Jeunesse delà Suisse romande, Pro Juventute, Schweiz. Arbeiterhilfswerk, Schweiz. Ärzte- und Sanitätshilfe, Schweiz. Caritasverband, Schweiz. Gemeinnützige Gesellschaft, Schweiz. Gemeinnütziger Frauenverein, Schweiz. Hilfswerk für Emigrantenkinder, Schweiz. Jahresversammlung der Freunde (Quäker), Schweiz. Lehrerinnenverein, Schweiz. Lehrerverein, Schweiz. Vereinigung für Internat. Zivildienst, Société Pédagogique de la Suisse romande, Stiftung Schweizerhilfe, Verband Schweiz. J ünglingsbünde vom blauen Kreuz, Weltbund für Erneuerung der Erziehung (Schweiz. Zweig). – Vom 1. Januar 1942 an wurde das Kinderhilfswerk der S. A. K. vom Schweiz. Roten Kreuz, Kinderhilfe weitergeführt.

«Quäker» = abgekürzte Bezeichnung der aus dem 17. Jahrhundert stammenden **«Religiösen Gesellschaft der Freunde»**: Die Hilfsaktionen der englischen Quäker werden vom «Friends Service Council» in London, diejenigen der amerikanischen Quäker vom «American Friends Service Committee» in Philadelphia durchgeführt.

«Zivildienst» = **Internationaler Zivildienst**: Bewegung, die seit 1920 durch internationale Hilfsaktionen einen konstruktiven Beitrag zur Friedensarbeit zu geben sich bemüht. Die englische Freundesgruppe nennt sich International Voluntary Service for Peace (I. V. S. P.).

## INHALT

Vorwort	7
Ruf	9
Erkundung	11
Vorbereitung	3i
Auf dem Weg	34
Erste Erfahrungen	37
Schwierigkeiten	48
Neue Aufgaben	58
Erste Rechenschaft	75
Verwirklichung	80
Ausharren	88
Entfaltung	99
Bewähren	106
Ein Ring schliesst sich	119
Ein neuer Ring in der Kette	132
Und weiter...	151
Anhang	153

Bilder nach Photos von Paul Senn, Bern (Seiten 49 und 65), von Walz, Basel (Seite 145), von der Arbeitsgemeinschaft für Spanienkinder (Seiten 81, 113 und 129).  
Die Karte Seite 17 zeichnete Karl Ketterer, Winterthur.